

KÖNIGSBERG IN PREUSSEN



Was der Deutsche Ritterorden geschaffen und der Preußische Staat weiter entwickelt hat, die rein deutsche Hauptstadt von Ostpreußen, in der nie ein richtiger Russe als Bürger gelebt, geschweige denn gewirkt hat, ist uns von Rußland geraubt worden, aber was in ihr geschaffen und — besonders von Kant — gelehrt wurde, wirkt weiter, bis die Stadt wieder deutsch geworden ist.

Das walte Gott!

Dr. Dr. h. c. Dr. e. h. Hans Lohmeyer
Oberbürgermeister a. D.

Mit der Übernahme der Patenschaft ist die Stadt Duisburg die Verpflichtung eingegangen, das ehrwürdige Erbe von Königsberg in Preußen mit seiner Geschichte, mit den Kräften, die die Stadt geformt haben, mit all den geistigen und kulturellen Strömungen, die von ihr ausgegangen sind und das deutsche Leben befruchtet haben, wach zu halten.

Wach zu halten ist auch die Erinnerung an bedeutende Königsberger Bürger, die in freiheitlicher Gesinnung das bürgerschaftliche Leben der Stadt ebenso wie das deutsche politische und demokratische Leben mitgestaltet haben.

Dies muß immer und überall als ständige Mahnung und als Stimme des Herzens und des Gewissens bei uns allen wirksam sein. Nur so können wir das Vermächtnis der Hauptstadt Ostpreußens hüten, bewahren und weitertragen.

August Seeling
Oberbürgermeister der Stadt Duisburg

ÜBERREICHT
durch die
GEMEINSCHAFT JUNGES OSTPREUSSEN
2 Hamburg 13 · Parkallee 86

Auf der Titelseite ist die eherne Tafel mit den berühmten Worten aus der philosophischen Schrift „Kritik der praktischen Vernunft" von I m m a - n u e l K a n t wiedergegeben. Die Tafel befand sich einst an der Fußmauer des Königsberger Schlosses. Eine Nachbildung wurde aus Anlaß der 700-Jahr-Feier von Königsberg am Rathaus der Patenstadt Duisburg angebracht.

Herausgeber dieses Heftes ist die Landsmannschaft Ostpreußen, 2 Hamburg 13, Parkallee 86. Den Text schrieb der frühere Leiter des Stadtarchivs von Königsberg und Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums, Dr. Fritz Gause.

Unser Königsberg war ein im glücklichen Gleichgewicht mannigfacher Kräfte lebender Organismus, der Landschaft entsprechend, von der die Stadt ein Teil war. Die Jahreszeiten waren ausgeprägt, die Winter kalt, die Sommer warm, nicht so verwaschen wie im Westen Europas, aber auch nicht so extrem wie in der kontinentalen Weite des Ostens. Ebensowenig extrem war das Relief der Landschaft, aber es bot doch, von der Eiszeit geprägt, eine reizvolle Abwechslung von Hügeln und Ebenen, und es war belebt durch Wasser und Wald. Der Pregel, das Frische Haff, viele Teiche und die Wälder, die allerdings von der wachsenden Stadt zurückgedrängt worden waren, boten Erholung für Körper und Seele. Ausgewogen wie das Werk der Natur war auch das der Menschen, die diese Stadt schufen. Königsberg hat viel erlebt in seiner fast siebenhundert Jahre langen Geschichte, aber es ist dem Gesetz treu geblieben, nach dem es seinen Gang angetreten hat. Am Anfang standen Burg, Dom und Hafen, und die hinter diesen Symbolen stehenden Mächte haben das Gesicht der Stadt bis zu ihrem Ende geprägt. Burg heißt Ritterorden, Herzog und König, Hofhaltung, Regierung, Rechtspflege, aber auch Garnison und Regimenter, Wehrhaftigkeit und Festung. Dom ist Bischof und Kirche, Bildung und Gelehrsamkeit, Universität und Schulen. Hafen steht für Seefahrt und Handel, Hanse und Kaufmannschaft, Rathaus, Markt, Börse und Speicher, für bürgerliche Selbstverwaltung und bürgerliche Kultur. Nie hat ein Ton in diesem Dreiklang die beiden anderen übertönt. Alle drei hatten ihren eigenen Klang in der Harmonie, die wir Königsberg nennen.

Alle Kräfte, die Königsberg geformt haben, sind aus dem Westen gekommen, aus dem Reich, aus Deutschland. Die Stadt war weltoffen wie alle Hansestädte im Bereich der Ostsee, offen auch gegen den Osten, nach Polen, Litauen und Rußland hin. Sie hat auch Menschen von dort aufgenommen, aber die meisten Menschen des Ostens wollten lernen, sie wollten nehmen und nicht geben. Empfangen hat Königsberg aus dem Osten nichts, was den Charakter der Stadt hätte verändern können. So konnte das, was 1945 geschehen ist, keine Befruchtung sein, sondern nur eine Zerstörung. Die neuen Herren konnten nichts weiterführen, sondern mußten alles, was 700 Jahre lang gewachsen war, mit der Wurzel ausreißen. An uns ist es aber, die preußische Landeshauptstadt Königsberg nicht zu vergessen, sondern in Erinnerung zu behalten, damit wir das Erbe der Väter übernehmen und weiterbilden können, wenn die Zeit dazu einmal gekommen sein wird.

Die Sprache des Wappens

Das älteste Symbolzeichen Königsbergs ist ein Siegel des Komturs von 1262; es zeigt einen thronenden König. Auf dem ältesten Stadtsiegel sieht man einen geharnischten, gekrönten Reiter. Beide stellen vermutlich den Namenspatron von Burg und Stadt, den Böhmenkönig Ottokar, dar. Neben dem großen Siegel führte die Altstadt seit der Mitte des 15. Jahrhunderts ein kleines mit Krone und Kreuz. Dieses ist zum Wappen geworden. Der Reiter erscheint nur einmal noch in später Zeit.



Das nebenstehend abgebildete Wappen ist ein sprechendes Zeugnis der Geschichte der Stadt. Das waagerecht geteilte rotweiße Mittelschild ist das Wappen der Altstadt. Rot und Weiß waren allgemein die Farben städtischer Freiheit, aber auch die Farben Böhmens. Die böhmische Krone wurde in roter Farbe in das obere weiße Feld aufgenommen, ein weißes Kreuz, das Negativ des schwarzen Ordenskreuzes, in das untere Feld. Die rote Farbe der Altstadt kehrt in Bezeichnungen wie Roter Kran, Rote Waage und Rote Brücke — so hieß eine über einen alten Graben führende Brücke — wieder.

Nicht zu deuten ist das blaue Wappen des Löbenicht mit einer goldenen Krone und je einem silbernen Stern unter und über ihr. Das Wappen des Kneiphofs zeigt auf grünem Felde zwischen zwei goldenen Jagdhörnern einen aus Wasserwogen aufragenden, blau bekleideten Arm, dessen Hand eine goldene Krone trägt.

Auch die Bestandteile dieses Wappens sind nicht zu erklären, doch finden wir die grüne Farbe des Kneiphofs in den Bezeichnungen Grüner Kran, Grüne Waage, Grüne Brücke und Grünes Tor wieder. Seltsam ist, daß Königsberg die einzige ostpreußische Stadt ist, die Kronen im Wappen führt; der Ordensstaat war ja keine Monarchie mit einem gekrönten Herrscher. Wann die drei Wappen verliehen worden oder auf welche Weise sie entstanden sind, ist nicht bekannt. Sie sind später durch Schildhalter, in der Altstadt Löwen, im Kneiphof Bären, erweitert worden. Zwar waren das barocke Zutaten, doch sind diese Tiere Symbolfiguren der beiden Städte geblieben.

Als König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1724 die drei Städte vereinigte, gab er der Gesamtstadt ein neues Siegel, das die drei alten Wappen unter dem Schutze des preußischen Adlers zeigte. Der schwarzweiße Adler trug die Initialen des Königs F W R (Friedrich Wilhelm Rex) auf der Brust, darüber die Königskrone und auf dem Kopf der Herzogskrone. Nach der Einführung der Städteordnung 1809 ließen die Stadtverordneten ein großes neunfeldriges Wappen stechen, das im Mittelfeld den König Ottokar zu Pferde und außer den drei alten Stadtwappen die Wappen der fünf Stadtteile enthielt, die sich aus den königlichen Freiheiten Tragheim, Vorder- und Hinterroßgarten, Neue Sorge und Sackheim entwickelt hatten. Diese Wappen sind nie volkstümlich geworden. Das große Siegel war häßlich und wurde wenig gebraucht. Im Jahre 1906 wurde das Siegel von 1724 zum Stadtwappen erklärt.

Die Landschaft am Unterlauf des Pregels

Der Pregel, in alter Form Pregor oder Prigora, ist kein großer, aber ein wasserreicher Tieflandfluß. Er durchfließt gemächlich ein breites, sumpfiges Urstromtal, das er bei Schneeschmelze und Westwinden weithin überschwemmt. Dieses Tal mußte die uralte Handelsstraße überqueren, die von der Weichsel zur Bernsteinküste und nach Kurland führte. Dafür bot sich eine Stelle neun Kilometer oberhalb der Pregelmündung an. Hier bildeten zwei Flußarme, der nördliche samländische und der südliche natangische Pregel mehrere Inseln. Gegenüber der mittelsten Insel, die Knipab hieß, verengerte sich das Tal, da der etwa 15 Meter hohe Steilabfall des samländischen Hügellandes hier ziemlich nahe an den Fluß herantrat, während der südliche Stielrand des Tales zwar in größerer Entfernung vom Flusse verlief, eine diluviale Höhe inmitten der feuchten Niederung, der Haberberg, aber einen Stützpunkt für den Übergang bildete. Der Handelsweg, der an dieser Stelle das Tal überwand, verzweigte sich nördlich des Flusses in drei Richtungen. Ein Weg ging unterhalb des Höhenrandes, aber oberhalb der Hochwasserzone nach Osten, nach Litauen. Die beiden andern führten durch Talschluchten auf die Höhe, der eine über den späteren Steindamm zur Samlandküste, der andere über den späteren Roßgarten und die Nehrung nach Kurland.

Obwohl Kaufleute die Wege benutzten, im Hochsommer bei Niedrigwasser, im Winter, wenn der Boden fest und der Pregel zugefroren war, befand sich die Landschaft noch im Naturzustande. Nur wenige Menschen, Prußen vom Stamme der Samen, siedelten in ihr und hatten ihre Felder in den meist aus Eichen bestehenden Urwald hineingebrannt. Im späteren Stadtgebiet lagen auf der Hügelfläche die Dörfer Tragheim und Sackheim, und einige Gräberfelder mit Brand- und Skelettbestattung lassen auf weitere Siedlungen in der Nähe schließen, auch wenn wir die Lage der Wohnstätten der Beerdigten nicht kennen. Das Urstromtal war siedlungsfeindlich. Nur ein Fischerdorf Lipenick lag am Pregel, am Uferrand des späteren Löbenicht.

Den Mittelpunkt des kleinen Siedlungsbezirkes bildete der Tuwangste, eine Prußenburg auf einer vorspringenden Höhe des Steilrandes, die wohl mehr eine Fliehburg als ein Häuptlingssitz gewesen ist, vielleicht auch eine Kultstätte, wo heidnische Priester ihren Göttern opferten.

Den Seefahrern war die Pregelmündung bekannt, obwohl sie nicht leicht zu erreichen war — das Pillauer Tief gab es damals noch nicht. Münzen und Schwerter, die beim Baggern im Pregel gefunden worden sind, deuten darauf hin, daß wohl schon die Goten, sicher aber die Wikinger in den Pregel eingesegelt sind. Einen großen Handelsplatz wie Truso bei Elbing haben die Fremden hier nicht vorgefunden, wohl aber eine Schiffslände ähnlich wie in der Düna bei Riga, an der Waren vom Wasserweg auf den Landweg und umgekehrt umgeschlagen werden konnten. Die Kenntnis dieses Platzes und des Seeweges dorthin muß erhalten geblieben sein, denn er war den Lübeckern bekannt, bevor die deutschen Ordensritter den Pregel erreichten, so gut bekannt, daß sie planten, dort im Zusammenwirken mit dem Orden eine Tochterstadt zu gründen.

Die Gründung von Burg und Stadt Königsberg

Königsberg ist nicht die Fortsetzung einer vordeutschen Siedlung, sondern eine Schöpfung des Deutschen Ritterordens. Auf die Bitte des polnischen Herzogs Konrad von Masowien und im Auftrage von Kaiser und Papst hatte dieser im Jahre 1231 begonnen, die heidnischen Prußen zu christianisieren und dem Reich und der Kirche des Abendlandes einzufügen. Dem Laufe der Wasserstraßen Weichsel und Nogat folgend, waren die Ritter am Ufer des Frischen Haffes entlang mit den Burgen Elbing, Balga und Brandenburg bis an das volkreiche Samland herangekommen. Ein Kreuzheer unter der Führung des Hochmeisters und des Böhmenkönigs Ottokar II., der der mächtigste Reichsfürst seinerzeit war, ein Tscheche, und zugleich ein Urenkel des Kaisers Friedrich Barbarossa, unterwarf die Samen im Winter 1255. Als die Kreuzfahrer auf dem Rückwege das Pregeltal überschritten, sahen sie mit geschultem Blick, daß die Prußenfeste auf dem Tuwangste sich für die Anlage einer Burg eignete, mit der der Orden das eroberte Gebiet sichern konnte. Zu Ehren ihres königlichen Helfers nannten sie die Burg Königsberg. Bis zum Ende hat die Stadt das Andenken ihres Namenspatrons in Ehren gehalten.

Im Frühjahr 1255 begannen die Ritter mit der Erbauung einer zunächst einfachen Befestigung aus Erde und Holz auf der Südostecke des Berges, doch war von vornherein geplant, die Hauptburg auf der nordwestlichen Hochfläche aus Stein zu errichten und die erste Anlage dann als Vorburg zu benutzen. Das geschah wenige Jahre später. Zugleich schuf der Orden, der im Wasserbau erfahren war, die zur Sicherung und Versorgung der Burg notwendigen Wasseranlagen, indem er den Katzbach zum Schloßteich aufstaute, die Gräben mit Wasser füllte und in der Bachschlucht unterhalb des Staudamms Mühlen anlegte (Mühlengrund).

Eine freie Fläche nördlich der Burg an der Bernsteinstraße hatte wohl schon früher als Marktplatz gedient. An ihm entstand die älteste Kirche Königsbergs, die Steindammer Kirche, wahrscheinlich ursprünglich eine Tauf- und Begräbniskirche der bekehrten Samen. Um diesen Platz bildete sich eine unregelmäßige Siedlung von Prußen, Handwerkern und Gefolgsleuten des Ordens und einigen deutschen Kaufleuten. Diese Steindammsiedlung war noch keine Stadt, aber gewissermaßen ihre Vorform. Sie war ungenügend gesichert und wurde von den Prußen, als sie sich 1261 gegen die Ordensherrschaft erhoben, erobert und zerstört. Die Burg war damals schon soweit ausgebaut, daß sie der Belagerung standhielt.



Die westliche Burgfreiheit ist zu groß gezeichnet. Sie reichte nur bis zur Tragheimer Kirchenstraße.

Nach dem Ende des Aufstandes gründete der Orden auf dem feuchten Uferstreifen zwischen der Burg und dem Pregel eine Stadt nach kulmischem Recht. Das Gelände war für die Bebauung ungünstig, aber militärisch besser gesichert als die Hochfläche am Steindamm, und verkehrsmäßig günstiger. Die Stadt lag am Pregel an der Scheide zwischen Seeschiffahrt und Flußschiffahrt. Sie hatte ein schachbrettförmiges Straßennnetz wie die meisten Städte Ostdeutschlands, einen Straßenmarkt, an dem das Rathaus stand, und eine Stadtkirche. Außerhalb der Mauern lag der Hafen mit einer Lastadie am Hundegatt auf dem jenseitigen Pregelufer mit Speichern und allen Anlagen, die für Handel und Gewerbe nötig waren. Ein zweites Speicherviertel entstand später oberhalb der Stadt auf der Lomse. Begonnen wurde mit dem Bau der Stadt um 1270. Ihre Handfeste (Gründungsurkunde) erhielt sie am 28. Februar 1286 aus der Hand des Landmeisters Konrad von Tierberg. Kaufleute aus angesehenen Lübecker Familien befanden sich unter den ersten Bürgern der jungen Stadt, aber diese selbst war keine Tochterstadt der Königin der Hanse, sondern ein Werk des Ordens, eingefügt in seine Landesplanung und in seinen Staat.

Ihm mußte sich auch eine weitere Macht unterordnen, die bei der Gründung eine Rolle spielte, die Kirche. Aus einem Plan, ein Erzbistum Preußen mit der Kathedrale in Königsberg zu errichten, war nichts geworden, aber es gab ein Bistum Samland, zu dem alles Land nördlich des Pregels gehörte, und dem Bischof war anfangs ein Anteil am Gelände der Burg und der Stadt eingeräumt worden. Dem Orden gelang es aber, ihn durch einen Landtausch zum Verzicht auf seinen Anteil zu bewegen. Der Bischof nahm seinen Sitz in Fischhausen. Nur das Domkapitel blieb in Königsberg und mit ihm der Dom. Der erste um 1300 erbaute Dom war ein einfacher Holzbau in einem Winkel der Stadt.

Während die Bürger ihre Stadt bauten, vollendeten die Ritter ihre Burg. Sie gehörte zu den großen Burgen des Landes, wurde 1312 Sitz des Ordensmarschalls und war lange Zeit Ausgangspunkt aller Kreuzfahrten und „Reisen" gegen die heidnischen Litauer.

Nachdem alle vermessenen Grundstücke der Stadt an Ansiedler vergeben und in der vorgesehenen Weise mit Häusern besetzt waren, lie-

ßen sich neue Zuzügler ostwärts der Stadt und des Mühlengrundes nieder. Es war damals allgemein und auch in Preußen üblich, solche Siedlungen nicht den Städten einzugliedern, sondern sie als neue Städte zu konstituieren. So erhob der Königsberger Komtur am 20. Mai 1300 auch diese Siedlung zu einer Stadt mit kulmischem Recht. Sie sollte Neustadt heißen, doch wurde der altpreußische Name Lipnick in der Form Löbenicht für sie üblich. Dagegen wurde die Stadt von 1286 von jetzt ab Altstadt genannt. Der Löbenicht war und blieb eine kleine Ackerbürgerstadt, zwar mit Kirche, Marktplatz und Rathaus, aber ohne Anteil am Fluß, also ohne Hafen und ohne Lastadie. Die Oberschicht der Einwohnerschaft bestand nicht aus Kaufleuten, sondern aus Mälzenbräuern, die in ihren Häusern Malzbier brauen durften.

Schon lange strebte das Domkapitel aus der Enge der Altstadt hinaus. Im Jahre 1322 überließ der Orden dem Bischof den Ostteil der Kneiphofinsel. Auf ihm entstand eine kleine geistliche Stadt, doch ohne Bürgerschaft und ohne Stadtrecht. Ihr Mittelpunkt wurde der neue Dom, um ihn herum lagen die Häuser der Domherren, der Bischofshof, die Domschule und einige Handwerkerbuden.

Der Dom war noch nicht vollendet, als der Orden eine dritte Stadt Königsberg mit der Handfeste vom 5. April 1327 austat. Der Hochmeister Werner von Orseln erhob den westlichen Teil der Kneiphofinsel beiderseits der über die Insel führenden Handelsstraße — es ist die spätere Kneiphöfische Langgasse — zu einer Stadt kulmischen Rechts. Sie sollte Pregelmünde heißen, doch setzte sich wie beim Löbenicht der alte Name der Insel Knipaw in der eingedeutschten Form Kneiphof durch. Auch diese Stadt erhielt einen Marktplatz und ein Rathaus, aber keine Kirche. Der bischöfliche Dom sollte zugleich Stadtkirche sein. In keiner andern Stadt war das der Fall. Deshalb durfte zwischen dem städtischen und dem bischöflichen Teil des Kneiphofs keine Mauer errichtet werden, während die ganze Insel wie auch die Altstadt und der Löbenicht durch hohe Steinmauern befestigt wurden, die mit ihren Türmen und Toren ein eindrucksvolles Stadtbild abgaben. Der Kneiphof erhielt jenseits des Flusses eine Lastadie und Hafenanlagen und entwickelte sich bald zur eigentlichen Kaufmannsstadt. So urteilte der Volksmund richtig, wenn er von den drei Städten sagte:

> In der Altstadt die Macht,
> im Kneiphof die Pracht,
> im Löbenicht der Acker.

Damit ist rund 70 Jahre nach der Errichtung der ersten Burg der Vorgang der Stadtgründung abgeschlossen.

Das Wachstum der Stadt

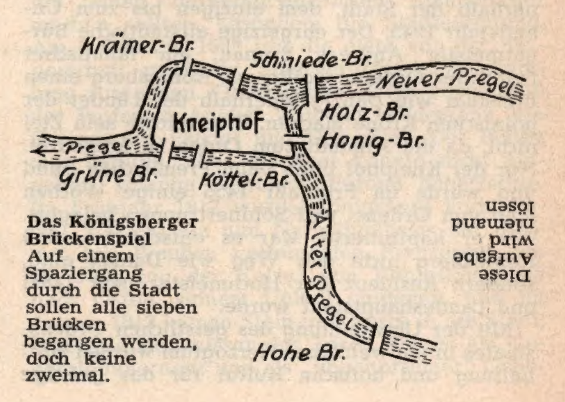
Die junge Pregelstadt lockte bald so viele Zuwanderer an, daß alle Bürgerstellen schnell vergeben wurden. Der Orden dachte daran, auf dem Südufer des Flusses eine vierte Stadt zu gründen, doch kam es dazu nicht. Das weitere Wachstum aller drei Städte ging in der Weise vor sich, daß sich die Freiheiten außerhalb der Mauern mit Menschen füllten und aus diesen ursprünglich nur landwirtschaftlich genutzten oder von Bauern besiedelten Flächen Stadtteile wurden, die eigene Kirchengemeinden bildeten, politisch aber ihrer Mutterstadt bzw. der Burg unterstellt blieben. Zur Altstadt gehörten der Steindamm, der Neuroßgarten und die Lomse, zum Kneiphof die Vordere und die Hintere Vorstadt und der Haberberg, zum Löbenicht nur der Anger. Auf der Burgfreiheit entstanden die Stadtteile Tragheim, Vorder- und Hinterroßgarten, Neue Sorge (Königstraße) und Sackheim. In weitem Bogen umschloß die ganze Stadt eine gemeinsame Befestigung, die im Schwedenkriege in den Jahren 1626/27 als Wallanlage mit Bastionen und Tordurchlässen angelegt wurde. Dadurch verloren die mittelalterlichen Mauern und Tore an Wert. Sie verfielen und wurden im 18. Jahrhundert nach und nach bis auf geringe Reste abgebrochen. Die Selbstverwaltung der drei Städte blieb aber noch lange bestehen. Streitigkeiten und Eifersüchteleien bildeten noch 200 Jahre lang einen großen Teil des innerstädtischen Lebens. Besonders häufig waren die Pregelbrücken Streitobjekte. Die Wasserwege und der Hafen gehörten der Landesherrschaft. Es kam vor, daß die eine Hälfte einer Brücke dem Kneiphof, die andere der Altstadt und die auf ihr stehenden Buden dem Orden gehörten. Es waren nicht nur diese komplizierten Besitzverhältnisse, die zu Streitigkeiten Anlaß gaben, sondern noch mehr der Umstand, daß die Brükken naturgemäß im Zuge der Handelswege lagen. Die ältesten Brücken waren die Krämer- und die Grüne Brücke, über die die Handelsstraße nach der Samlandküste ging. Ein zweites Brückenpaar parallel zu ihnen wurde um 1370 erbaut, die Schmiede- und Köttelbrücke. Da alle vier Brücken vom Kneiphof ausgingen, war die Altstadt bei der Benutzung der nach Süden führenden Landwege auf den guten Willen der Kneiphöfer angewiesen. Sie besaß zwar selbst eine Brücke, die oberhalb des Kneiphofs den Pregel überquerte, aber diese führte nur zu den altstädtischen Holzwiesen auf der Lomse, weshalb sie Holzbrücke hieß. Anders wurde die Lage, als der Hochmeister der Altstadt zur Belohnung für ihr Ausharren auf der Seite des Ordens im Dreizehnjährigen Kriege 1455 erlaubte, über die Holzbrücke hinweg einen Damm nach Süden zu bauen und eine Brücke über den natangischen Pregel. Damit hätten die Altstädter einen Handelsweg außerhalb des Kneiphofs erhalten. Kein Wunder, daß die Kneiphöfer sich dem erbittert widersetzen und über 50 Jahre lang das zu verhindern wußten. Als diese neue, sechste, Pregelbrücke, die Hohe Brücke, schließlich doch gebaut wurde, bemühten sie sich, von ihrer Insel aus einen Anschluß an den neuen Weg zu gewinnen. Sie hatten Erfolg und erhielten 1642 die Erlaubnis, eine Brücke vom Kneip-

Königsberg im Anfang des 17. Jahrhunderts. Nach einem Plan von Bering von Merian gestochen.

hof zur Lomse zu bauen. Sie hieß Honigbrücke — wahrscheinlich ein Spottname, der verschieden gedeutet wird. Damit war die klassische Siebenzahl, wie sie die nebenstehende Skizze zeigt, erreicht. Alle anderen Königsberger Brükken sind erst viel später erbaut worden, der erste Fußgängersteig über den Schloßteich 1754, die Kaiserbrücke 1905 und die beiden Eisenbahnbrücken 1864 bzw. 1928.

Als die Stadt im Schwedenkriege umwallt wurde, war sie mit etwa 20 000 Einwohnern größer als das damalige Berlin. In der Folgezeit wuchs sie aber langsamer als die brandenburg-preußische Hauptstadt und brauchte über 200 Jahre, um das umwallte Gebiet ganz mit Straßen und Häusern zu füllen. So konnte noch die Befestigung, die von 1843 bis 1861 erbaut wurde, im allgemeinen dem Verlauf der alten Wälle folgen. Sie wurde erst 1910 vom Militärfiskus aufgelassen, blieb aber mit ihren Wasser- und Grünflächen, den Toren und den parkartigen Glacis als ein fast um die ganze Innenstadt gehender Grüngürtel erhalten, ein Schmuck der Stadt und eine Freude für ihre Bürger.

Inzwischen war Königsberg, nach der Reichsgründung schnell an Einwohnern und Wirtschaftskraft zunehmend, über den Festungsgürtel hinausgewachsen. Alte Dörfer und Güter waren zu Vororten, Randsiedlungen und Villenkolonien geworden, das Stadtdorf Hufen, die Ratshöfe, das Ordensvorwerk Kalthof, die Dörfer Ponarth, Lawsken, Juditten, Rothenstein und Liep, die Güter Maraunenhof, Amalienau, Aweiden, Rosenau und andere mehr. Von 1905 ab wurden all diese Vororte nach und nach in die Stadt eingemeindet. Königsberg hatte 1938 auf fast 10 000 Hektar Fläche rund 340 000 Einwohner.





Zeremonie in der Königsberger Schloßkirche während der Königskrönung am 18. Januar 1701.

Ereignisse von geschichtlicher Bedeutung

Auch als der Orden seine Burgenlinie bis an die Memel vorgeschoben hatte, blieb Königsberg sein wichtigster Waffenplatz. Hier residierte der Ordensmarschall, hier versammelten sich die Kreuzfahrer, Prinzen und Ritter aus fast allen Ländern Europas. Die Gemeinsamkeit abendländischer Gesinnung wurde hier sichtbar. Andererseits war Königsberg das Ziel feindlicher Angriffe. Es wurde nicht erreicht, aber die Litauer kamen ihm doch bedenklich nahe, ehe sie im Februar 1370 bei Rudau geschlagen wurden. Den Sieg bezahlten die Ritter mit dem Tode ihres Marschalls Hennig Schindekopf; den Königsbergern erwuchs aus ihm die Sage von der Heldentat des kneiphöfischen Schustergesellen Hans Sagan.

Der äußere Feind war abgewehrt, aber innere Zwietracht führte zu einem blutigen Kampf innerhalb der Stadt, dem einzigen bis zum Unheilsjahr 1945. Der ehrgeizige altstädtische Bürgermeister Andreas Brunau, ein fanatischer Feind des Ordens, wollte aus Königsberg einen Freistaat wie Danzig innerhalb der Länder der polnischen Krone machen. Er erreichte sein Ziel nicht, da die Altstadt zum Orden zurückkehrte. Nur der Kneiphof blieb beim Preußischen Bund und wurde im Frühjahr 1455 einige Wochen lang von Ordens- und Söldnertruppen belagert. Als er kapitulierte, war es entschieden, daß Königsberg nicht den Weg wie Danzig ging, sondern Residenz der Hochmeister (seit 1457) und Landeshauptstadt wurde.

Mit der Umwandlung des geistlichen Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum wurden Hofhaltung und höfische Kultur für das geistige Klima der Stadt ebenso bestimmend wie hansesches Kaufmannstum und bürgerliche Lebensweise. Als der letzte Hochmeister Albrecht von Brandenburg-Kulmbach am 8. Mai 1525 als Herzog in Königsberg einritt, war aus dem Ordensstaat ein weltliches, im Hause Hohenzollern erbliches, evangelisches, von Polen lehnsabhängiges Herzogtum geworden. Die preußischen Reformatoren Brismann, Speratus, Poliander sind alle von außen nach Preußen gekommen, aber ihre Botschaft fand offene Herzen, und Motiv für Albrechts Handeln war nicht persönliches Interesse, auch nicht die Sorge um das Deutschtum, sondern der Glaube an die Wahrheit dessen, was Luther als das reine Evangelium verkündete. Der Widerstreit, dessen Schauplatz Königsberg in manchen Jahren wurde, ging nicht zwischen Deutschen und Polen, sondern zwischen dem Herzog und den Ständen. Er hat Albrechts Lebensabend verdüstert. Nachdem der energische Herzog Georg Friedrich, der Vormund des geisteskranken Albrecht Friedrich, seine landesherrliche Gewalt aufgerichtet hatte, obsiegten die Stände nach der Herstellung der Personalunion mit Brandenburg 1618. Der Kurfürst war so schwach, daß Königsberg im Kriege des Schwedenkönigs Gustav Adolf gegen Polen neutral bleiben und der Bürgermeister Hennig Wegner den Versuch wagen konnte, die Stadt zum Freistaat zwischen den Kriegführenden zu machen. Erst der Große Kurfürst, und auch er erst im dritten Jahrzehnt seiner Regierung, machte solchen Spekulationen ein Ende und fügte Preußen in seinen Staat ein, indem er im Vertrage von Wehlau 1657 die Souveränität von

Polen erlangte, sie im Frieden von Oliva 1660 international bestätigt bekam und weitere drei Jahre später auch ihre Anerkennung durch die preußischen Stände erreichte. Der vielgenannte kneiphöfische Schöppenmeister Hieronymus Roth war mehr eine tragische als eine heroische Figur. Er stemmte sich vergebens einer Entwicklung entgegen, die über ihn hinwegging und Preußen immer enger an den Gesamtstaat band, Königsberg zur zweiten Residenz der Hohenzollern machte. Der 18. Oktober 1663, an dem die preußischen Stände ihrem Souverän auf dem Königsberger Schloßhof huldigten, war ein Markstein auch in der Geschichte der Stadt. Ohne ihn wäre der Blitzkrieg im Winter 1679 gegen die Schweden nicht möglich gewesen, aber auch nicht der 18. Januar 1701.

Königsberg war in den Tagen der Königskrönung nicht wirkende Kraft, sondern nur Schauplatz einer pomphaften höfischen Handlung, aber das eben war kein Zufall. Der Kurfürst Friedrich III., übrigens ein geborener Königsberger, wollte die Krone weder einer weltlichen noch einer geistlichen Macht verdanken. Deshalb wählte er die Hauptstadt des Landes, in dem er Souverän war, als Ort der Krönung, und deshalb setzte er sich selbst die Krone auf, und zwar nicht in der Kirche, sondern in einem weltlichen Raum, dem Audienzsaal des Schlosses, und betrat die Kirche nur zur Salbung. Trotz allem, was sein Enkel Friedrich der Große und andere gegen die Politik des ersten preußischen Königs einzuwenden hatten, ist der 18. Januar mit Recht als Beginn einer neuen Epoche empfunden worden. Er wurde und blieb der volkstümlichste weltliche Feiertag der Königsberger.

Daß die über halb Europa hinweggehende Pest in den Jahren 1709/10 auch in Königsberg furchtbar wütete — es starben an ihr fast 10 000 Menschen, etwa ein Viertel der Einwohnerschaft —, war ein Unglück und keine Schuld. Schuld war aber die Mißwirtschaft, die alles schlimmer machte und der der schwache König nicht steuern konnte. So wurde sein Sohn Friedrich Wilhelm I. wahrhaft der Erneuerer des Staates und auch der Stadt Königsberg. Es gab kein Sachgebiet, das er nicht energisch reformierte. Er erst machte Sauberkeit, Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit zu selbstverständlichen Eigenschaften der preußischen Beamten. Er beendete auch in Königsberg eine noch von ständischem Eigennutz bestimmte Mißwirtschaft und ordnete die Verwaltung neu. Das war der Sinn des Rathäuslichen Reglements vom 28. August 1724, mit dem er die drei alten Städte samt ihren und den königlichen Freiheiten zu einer Stadt vereinigte. Bis zur Ausbildung eines bürgerlichen Gemeinsinns war es aber noch ein langer Weg, da der König aus berechtigtem Mißtrauen gegen alles ständische Wesen die Verwaltung der Stadt nicht den Bürgern beließ, sondern sie fest in den Apparat der königlichen Behörden einspannte. Auch ein so bedeutender Bürgermeister wie Theodor von Hippel ist mehr königlicher als städtischer Beamter gewesen. Friedrich der Große, der ihn 1780 zum Bürgermeister bestellte, setzte die Praktiken seines Vaters fort und verschärfte sie noch. Das entsprach seiner Auffassung von Wesen des Staates. Etwas Mißtrauen gegen die Königsberger war allerdings auch dabei.

Im Siebenjährigen Kriege war Königsberg vom Januar 1758 bis zum August 1762, also über viereinhalb Jahre, in der Hand der Russen gewesen. Die Königsberger hatten, wie alle Ostpreußen, der Zarin huldigen müssen, und hätte Friedrich den Krieg verloren, dann wäre Königsberg eine russische Stadt geworden, d. h. eine deutsche Stadt innerhalb des russischen Imperiums etwa wie Riga. Deshalb haben die Russen die Stadt glimpflich behandelt, das bürgerliche Leben kaum gestört, am künstlerischen und gesellschaftlichen Leben sogar teilgenommen. Die meisten Offiziere waren keine Russen, sondern deutschbaltischer oder sonst fremder Herkunft. Im ganzen waren die Russen 1758 ganz anders als die von 1945.

Nach dem Abzug der Russen war Königsberg ein halbes Jahrhundert glücklichen Friedens beschert, bis ein neuer Feind die Stadt besetzte. Diesmal kam er von Westen; es waren die Franzosen Napoleons.

Nach der Niederlage von Friedland räumte die preußische Besatzung befehlsgemäß die Stadt, und die Franzosen zogen am 25. Juni 1807 kampflos ein. Sie ließen sich keine größeren Ausschreitungen zuschulden kommen und verließen Königsberg schon am 25. Juli, wenige Tage nach dem Friedensschluß von Tilsit. Sie ließen eine unzerstörte, aber in ihrem Wirtschaftsleben tief getroffene Stadt zurück. An der ungeheuren Kriegskontribution, die Napoleon ihr auferlegte, hat sie 93 Jahre zu zahlen gehabt. Erst am Beginn unseres Jahrhunderts, am 1. Januar 1901, konnte sie den letzten Schuldschein einlösen.

Nach dem Abzug der Franzosen war Königsberg zwei Jahre lang Residenz des Hofes und Sitz der obersten Staatsbehörden. Zu dem Kreis der hervorragenden mutigen Männer, die ihre Kraft an die innere Erneuerung Preußens setzten, gehörten auch die Ostpreußen Schön, Frey, Boyen und die Auerswalds und Dohnas. In Königsberg wurden die Gesetze erlassen, die in ihrer Gesamtheit aus dem gehorchenden Untertan einen mitverantwortlichen Staatsbürger machen sollten, besonders die Städteordnung. Am 4. Februar 1809 trat die erste von der Bürgerschaft gewählte Stadtverordnetenversammlung zusammen. Oberbürgermeister wurde 1810 der Professor August Wilhelm Heidemann, ein überzeugter Patriot und Demokrat. Der Boden war bereitet, aber die Saat konnte nicht aufgehen, solange Napoleon Europa beherrschte. Im Frühjahr 1812 wurde Königsberg noch einmal Waffenplatz und Nachschubbasis der diesmal mit Preußen verbündeten Franzosen. Am 16. Juni zog der Kaiser von Königsberg aus nach Osten, seinem Unheil entgegen, und im Januar 1813 kamen Stein und Yorck in die Stadt, jener als Kommissar des Zaren, dieser als Generalgouverneur und als „ungehorsamer" Gene-



Yorcks Ansprache an die Preußischen Stände am 5. Februar 1813.
Nach einem Gemälde von Otto Brausewetter

ral, der den Neutralitätsvertrag von Tauroggen abgeschlossen hatte. Auf dem denkwürdigen Landtag vom 5. Februar 1813 beschlossen die Ostpreußen die Volksbewaffnung. Sie nahmen eine Verantwortung auf sich, die ihr König nicht tragen konnte. Von Königsberg und von Breslau hat die Befreiung Europas von dem französischen Imperialismus ihren Ausgang genommen.

Die biedermeierliche Windstille nach dem Wiener Kongreß hielt in Königsberg nicht lange an. Der Wind des Liberalismus wehte kräftig durch den Huldigungslandtag von 1840 und das Universitätsjubiläum von 1844 bis zur Revolution 1848. Zwar gingen die Königsberger nicht auf die Barrikaden, aber sie bejahten den Übergang vom Absolutismus zum Verfassungsstaat, doch hatte diese Entwicklung den Nachteil, daß von jetzt ab das politische und allmählich auch das kulturelle Leben sich in Berlin konzentrierte. Königsberg wurde nicht blutleer, aber es wurde eine Provinzialhauptstadt wie andere auch.

Auf die Vorderbühne historischen Geschehens trat Königsberg erst wieder, als der deutsche Osten 1914 von den Russen bedroht war. Die Schlacht von Tannenberg und die anderen Siege Hindenburgs und Ludendorffs haben Königsberg noch einmal davor bewahrt, eine russische Stadt zu werden. Sie blieb ein lebendiges deutsches Gemeinwesen, auch als sie durch die Fehlentscheidung von Versailles vom Körper des Reiches abgetrennt wurde. Viele Adern wurden durch Versailles abgeschnitten und blutleer, aber die Königsberger waren der Hilfe, die ihnen vom Reich und vom Staat gebracht wurde, würdig. Die Weltwirtschaftskrise traf die Stadt schwerer als alle anderen — ein Grund mehr, daß viele vom Nationalsozialismus die Rettung erwarteten. Alles aber, was erreicht, und alles, was für die Zukunft geplant war, setzt der Diktator frevelhaft im Sommer 1939 aufs Spiel — und verlor es.

„... Sie haben eine große, herrliche Geschichte gehabt, Bürger und Edelmann ist mit dem Gefühl dieser Geschichte aufgewachsen, der Enkel hat von einem Stolz und einer Ritterlichkeit der Gesinnung als Erbschaft der Ahnen noch ein hübsches Stück übrig. Es hatte sich nun in dem letzten Halbjahrhundert so gefügt, daß diese Preußen, diese echten, rechten Preußen, bei den meisten westlichen Deutschen fast wie vergessen dazuliegen schienen ...

Jetzt nun sollten diese Preußen Gelegenheit bekommen, zu zeigen, wes Geistes und welcher Art sie sind. Daß sie hoher geistiger Art sind, haben sie durch Herder, Hamann, Kant, Simon Dach und andere genug gezeigt ...“

Während der bewegten Tage im Februar 1813 weilte Ernst Moritz Arndt als Sekretär des Reichsfreiherrn vom Stein in Königsberg. Seine Eindrücke schilderte er in seinen Erinnerungen „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein“. Aus dieser Niederschrift sind die oben wiedergegebenen Sätze entnommen.

Das Schloß

Das Schloß war eine gewaltige Bauanlage, die den ganzen Raum der Hochfläche einnahm und mit der Vorburg (Reichsbankgebäude) und den Gräben und Außenmauern weit über die bis 1914 erhaltenen Bauten hinausreichte. Seine Architektur war Stein gewordene Landesgeschichte. Jahrhunderte haben an ihm gebaut.

Die Ordensburg bestand aus einem lang gestreckten Rechteck, in dessen Westteil sich, wie Ausgrabungen von 1926 ergeben haben, das vierflüglige Hochschloß oder Konventshaus erhob. Es enthielt Kirche, Remter, Kapitelsaal und alle Räume, die für eine Ordensburg notwendig waren. Auf drei Seiten war es in weitem Abstand von einem doppelten Mauerring umgeben, an dessen Innenseite sich die Wirtschaftsgebäude anlehnten. Ein Teil der Nordfront war als Firmarie und Marschallhaus ausgebaut. Diese Gebäude und der achteckige Haberturm an der Nordostecke blieben bis 1944 erhalten. Nach Westen war ein stattlicher Danzker (Abortanlage) vorgeschoben. Im Südparcham entstand um 1360 der krönende Bau eines Wartturms. Als der Hochmeister seine Residenz nach Königsberg verlegte, bezog er das Marschallhaus. Sonst wurde an der Burg, abgesehen von dem Wiederaufbau der im Kriege zerstörten Südmauer, nicht viel geändert.

Die Herzöge Albrecht und Georg Friedrich machten aus der gotischen Burg ein Schloß im Übergang zum Renaissancestil. Albrecht schuf mit seinem Baumeister Friedrich Nußdörfer den Ostflügel neu, einschließlich des Tores mit einem Erker, als würdiges Gehäuse für seinen Hof. Damals wurden die Reste des alten Konventshauses abgebrochen. Georg Friedrichs Baumeister Blasius Berwart erbaute den gewaltigen Westflügel mit der Schloßkirche und dem Moskowitersaal.

Über hundert Jahre lang blieb das Schloß in diesem Bauzustande, bis der prachtliebende Friedrich I. bei der Krönung mißliebig bemerkte, daß weder das Schloß noch seine Umgebung einer königlichen Residenz würdig wären. Zur Krönung wurde nur der Schloßplatz geschaffen, indem Mauern niedergerissen und Gräben eingeebnet wurden. Nach der Krönung erteilte der König dem großen Städtebauer Schultheiß von Unfriedt den Auftrag, den immer noch mittelalterlich anmutenden Wehrbau durch einen Barockpalast zu ersetzen, der seine Schauseite nach außen wenden und mit vorgezogenen Flügeln einen Ehrenhof umschließen sollte. Der Umbau begann 1705 an der Südostecke, doch verbot Friedrich Wilhelm I., ihn weiterzuführen. Der russische Gouverneur hat während des Siebenjährigen Krieges den Unfriedtbau in der Weise vollendet, wie er bis zum Kriegsende gestanden hat.

Immer schon hatte es im Schloß Kanzleien und Rentkammern gegeben. Jetzt wurde es Dienstsitz aller Staatsbehörden, des Etatsministeriums, der Kriegs- und Domänenkammer, des obersten Tribunals, des Konsistoriums, und auch die Regierungs- und die Oberpräsidenten wohnten hier, bis 1882 das neue Regierungsgebäude auf dem Mitteltragheim erbaut wurde. Noch einmal wurde der Bauzustand des Schlosses geändert, als das Oberlandesgericht 1810 einen Neubau in der Nordfront an der Stelle eines alten Kornhauses erhielt, und 1866 ersetzte Stüler die Renaissancehaube des Schloßturms durch eine neugotische Spitze. Diese bestimmte fortan die Silhouette des Schlosses und der ganzen Stadt.



Bis zu der Galerie und den vier Ecktürmchen stammte das Gemäuer des hohen Schloßturmes aus der Ordenszeit.

Wenn das Königsberger Schloß auch nur noch zeitweise Residenz war, blieb es doch eine Stätte höfischer Repräsentation, nicht nur bei der durch Menzels Gemälde überlieferten Krönung von 1861, sondern bei allen Kaiserbesuchen. Das hörte auf, als das Deutsche Reich

eine Republik wurde und das Schloß in Staatsbesitz überging. Die Behörden zogen aus, als letzte 1930 das Staatsarchiv. Es blieben nur das Oberlandesgericht und außerdem das Blutgericht, eine berühmte Weinstube in den Kellern des Nordflügels. Dafür zogen Museen ein, die städtischen Kunstsammlungen, das der Provinz gehörende Prussiamuseum (Vorgeschichte und Volkskunde) im Südflügel, die Schausammlung der Staatsbibliothek in den Ordensräumen, und auch die fürstlichen Gemächer des Albrecht- und des Unfriedtbaus waren zu Museen geworden. So war der Weg vom Wehrbau zur Residenz, zur Verwaltungszentrale und zum Kulturhaus gegangen.

Der Dom

Anders als das Schloß ist der Dom in erstaunlich kurzer Zeit erbaut und dann 560 Jahre lang



Westfront des Königsberger Doms

fast unverändert geblieben. Bauherr war der Bischof Johannes Clare. Begonnen wurde der Bau bald nach 1330 mit dem zweijöchigen hohen und dem dreijöchigen niederen Chor, der Klerikerkirche. Der Dom sollte eine Kirchenburg werden wie die Kathedralen von Marienwerder und Frauenburg. In diesen Städten gab es keine Ordensburg, wohl aber in Königsberg, und der Orden wollte nicht zulassen, daß sich zu Füßen seiner Burg ein kirchlicher Wehrbau erhob. Er erließ deshalb genaue Vorschriften für die Höhe des Baues und die Stärke der Mauern und kontrollierte ihre Einhaltung. Nach dem Chor wurden die beiden Westtürme errichtet und dann das Langhaus, die Laienkirche, gebaut, zunächst als dreischiffige Basilika mit flacher Decke, dann umgebaut zur gewölbten Hallenkirche, indem die Mauern der Seitenschiffe bis zum Dach des Mittelschiffes hochgezogen wurden. Um 1380 war der Bau vollendet, also etwa in 50 Jahren, und das, obwohl der schwere Riesenbau auf Hunderten von Eichenpfählen gegründet werden mußte, die durch eine dicke Torf- und Schlammschicht bis in den festen Untergrund getrieben werden mußten. 1554 brannten beide Türme ab und wurden in der Weise wieder errichtet, die bis 1944 bestanden hat, der südliche mit einem zwölfeckigen Oberbau und einem Spitzdach, der nördliche mit einem einfachen Giebel. Im übrigen blieb das Gotteshaus in der strengen Monumentalität seiner Backsteingotik unverändert.

Der Dom hat viel erlebt in seiner langen Geschichte, Bischofsweihen und Hochmeisterbesuche, Bestattungen, Festgottesdienste und am 27. September 1523 die erste evangelische Predigt. Nach der Reformation war er keine Kathedrale mehr, aber er blieb Universitätskirche, da die Albertina in gewisser Weise Rechtsnachfolger des Domkapitels war. Jetzt fanden in ihm Rektoratseinführungen statt, Dankfeste, Jubiläen und Bestattungen der Professoren in der an die Außenwand angebauten Professorengruft. Der letzte akademische Festgottesdienst vereinigte Professoren und Studenten 1864 vor dem Umzug in das neue Gebäude am Paradeplatz, aber noch zum Kantjubiläum von 1924 gehörte ein Festakt im Dom, ehe die aus aller Welt herbeigeströmten Gelehrten das neue, von Friedrich Lahrs geschaffene Kantgrabmal an der Nordostecke des Domes einweihten. Adolf von Harnach hielt die Festrede.

Eine Kirche ist keine Kunstausstellung, aber sie beherbergt Denkmäler von Kunstwert. So auch der Dom. Außer Altären und kirchlichem Gerät sind hier Prunksärge und Epitaphien (Grabmäler) zu nennen, denn der Dom war nicht nur die Grablege der Bischöfe und Domherren; in ihm, nicht in der Schloßkirche, wurden auch die Hochmeister und Herzöge bestattet. Ihre Särge in der Fürstengruft unterhalb des Chores, die Epitaphien an den Wänden, besonders die des Herzogs Albrecht und der Herzoginnen Dorothea und Anna Maria. In zwei Räumen der Westfront befand sich die Wallenrodtsche Bibliothek. Sie dienten E. Th. Hoffmann als Vorbild für die Bibliothek des Archivarius Lindhorst in seiner Novelle „Der goldene Topf".



Die 1862 bezogene „Neue Universität" auf dem Paradeplatz

Die Albertus-Universität

Schon der Orden hatte geplant, in Kulm eine Hochschule für seinen Staat zu errichten, doch war daraus nichts geworden. Die jungen Preußen mußten auswärtige Universitäten bis nach Italien besuchen, wenn sie studieren wollten. Das Herzogtum brauchte Theologen, Juristen und Ärzte noch dringender als der Ordensstaat, dessen Angehörige selbst bisher die Funktionen ausgeübt hatten, die jetzt der weltlichen Landesverwaltung oblagen. Dazu kam nach der Reformation noch das Bedürfnis, nicht nur die evangelische Landeskirche in Preußen zu begründen, sondern eine Pflanzstätte des lutherischen Glaubens für den ganzen Nordosten, nach Livland, Litauen und Polen hinein zu schaffen. Diese Gedanken standen am Beginn der Hochschule, die Herzog Albrecht 1544 begründete und die nach ihm Albertina genannt wurde, und nicht ein nationales Motiv. Nicht ein deutsches Bollwerk gegen den Ansturm fremder Völker war in Königsberg notwendig, sondern ein Leuchtturm des Evangeliums. Gegründet wurde die Universität auf des Betreiben des Herzogs und seiner Ratgeber, fundiert auf dem Besitz des ehemaligen Domkapitels und auch auf seinem Grund und Boden am Dom. Finanzielle Opfer brachten auch die drei Städte. So ist sie ein Kind der drei Mächte, die die Geschichte der Stadt bestimmt haben, Landesherr, Kirche und Bürgerschaft, wobei aber der Landesherr der eigentliche Schöpfer war. Bis 1918 hieß sie „Königliche Albertusuniversität".

Erster Rektor war Melanchthons Schwiegersohn Georg Sabinus, ein guter Humanist und glänzender Lateiner, aber nicht ein Mann lutherischer Frömmigkeit. Unter den Professoren — es waren zunächst nur wenige — waren auch Litauer und Polen, die ihres evangelischen Glaubens wegen die Heimat verlassen hatten, ganz im Sinne des Stifters. Die Albertina erhielt zwar bald nach der Gründung zwei neue Kollegienhäuser, blieb aber über 300 Jahre lang in der Enge zwischen Dom und Pregel. Universitätsinstitute gab es damals noch nicht, und die meisten Professoren lasen in ihren Wohnungen.

Im Zeitalter der Glaubenskämpfe und des konfessionellen Einheitsstaates wurde auch die junge Hochschule von Glaubensstreitigkeiten betroffen, sehr zum Kummer des Herzogs. Der Eifer, mit dem Pfarrer und Professoren sich gegenseitig verketzerten, ist uns heute unverständlich, nur zu erklären aus der Auffassung, daß die Reinheit des Glaubens notwendige Voraussetzung für die Selbstbehauptung der Landeskirche und des Herzogstums war und daß man Menschen, die von ihm abwichen, nicht dulden durfte, noch weniger natürlich Christen anderer Konfessionen, Katholiken und Reformierte. Diese Streitigkeiten bewegten die Gemüter bis in das Zeitalter der Aufklärung hinein.

Die brandenburgischen Kurfürsten, die dem reformierten Bekenntnis anhingen, hatten es nicht leicht, die lutherischen Eiferer an ihrer Universität zur Toleranz zu erziehen. Es dauerte einige Jahrzehnte, bis die Reformierten, zu denen kurfürstliche Beamte und holländische und englische Kaufleute gehörten, ihr eigenes Gotteshaus erhielten, die Burgkirche (eingeweiht 1701), und noch zehn Jahre später wurde zum erstenmal ein Reformierter Professor an der Universität. Die Katholiken hatten zwar schon früher auf Grund des Wehlauer Vertrages ihre eigene Kirche auf dem Sackheim bekommen und waren als Studenten zugelassen. Vom Lehrkörper der Universität blieben sie aber im Sinne der Stiftungsurkunde weiterhin ausgeschlossen. Erst seit 1866 konnten Katholiken Professoren werden, ebenso auch Glaubensjuden. Evange-

lisch getaufte Juden hat die Universität nie abgelehnt.

Mit der Ausdehnung der Wissenschaft und ihrer Verzweigung in eine Vielzahl von Disziplinen wuchs die Universität aus dem Kneiphof hinaus. Es entstand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Universitätsviertel auf dem Neuroßgarten mit dem botanischen Garten, der Sternwarte, mehreren Kliniken und naturwissenschaftlichen Instituten. Auch das Hauptgebäude sollte in diesem Stadtviertel neu errichtet werden. Nach langen Überlegungen entschied man sich dann aber für den Paradeplatz oder Königsgarten. Auf diesem Exerzierplatz legte der König Friedrich Wilhelm IV. bei der Dreihundertjahrfeier der Universität den Grundstein für einen Neubau, aber erst fünfzehn Jahre später wurde er ausgeführt und 1862 eingeweiht, ein Werk des Schinkelschülers August Friedrich Stüler in dem dem Osten fremden Stil der Florentiner Renaissance. Trotzdem paßte er sich nach der Umwandlung des Paradeplatzes in einen Schmuckplatz gut in das Stadtbild ein. Mit der Entwicklung des Deutschen Reiches wuchs auch der Albertina eine Fülle neuer Aufgaben zu. Die Zahl der Ordinarien stieg auf 80, die der andern Dozenturen auf etwa 100, die der Studenten auf dreieinhalbtausend. Mit immer neuen Instituten griff die Universität über das Weichbild der Stadt hinaus in die Provinz hinein, besonders nach der Einrichtung des landwirtschaftlichen Studiums. Sie erfreute sich nach der Abtrennung Ostpreußens vom Reich der besonderen Fürsorge des preußischen Staates, weil sie jetzt eine Grenzlanduniversität mit betont nationalem Charakter geworden war.

Eine geistig rege Hochschule kann nicht nur Stätte abstrakter Forschung, sie muß auch Motor und Spiegelbild ihrer Zeit sein. So hat auch die Albertina alle Phasen der deutschen und europäischen Geistesgeschichte mitgemacht, Pietismus und Aufklärung, Patriotismus und Romantik, Liberalismus und Nationalismus, sie war gegen die Reaktion und für Fortschritt und nationale Einigung. Der Nationalsozialismus wurde von der Partei und dem NS-Studentenbund in die Hochschule hineingebracht. Auch in dieser Zeit blieb sie aber eine Stätte wissenschaftlicher Forschung und Lehre.

Von den vielen Gelehrten, die an ihr während ihres vierhundertjährigen Bestehens gewirkt haben, seien nur die genannt, die die Albertina selbst in Medaillonporträts an der Fassade ihres neuen Hauses geehrt hat. Es sind der Astronom Friedrich Wilhelm Bessel, der von der neuen Königsberger Sternwarte aus Beobachtungen der Himmelskörper von bisher nicht gekannter Präzision anstellte, der Anatom und Physiologe Karl Friedrich Burdach, Carl Gottfried Hagen, der Begründer der wissenschaftlichen Pharmazie, der berühmte Pilosoph und Pädagoge Johann Friedrich Herbart, der geniale Mathematiker Carl Gustav Jacobi, der große Philosoph und Staatsrechtler Christian Jakob Kraus und der bekannte Plilologe Karl Lachmann, der Erforscher des Nibelungenliedes, außer diesen noch Herder, der nicht Lehrer, sondern Student der Albertina war, und Simon Dach, Hamann, Hippel und Kant, von denen noch gesprochen werden soll. Als diese Medaillons angebracht wurden, lebten noch der Philosoph Karl Rosenkranz, der berühmteste Nachfolger auf Kants Lehrstuhl, und der Physiker Franz Neumann, dessen „Königsberger Schule" die Lehrstühle der Physik an allen deutschen Universitäten besetzte, während der nicht minder berühmte Altphilologe Christian August Lobeck kurz vorher gestorben war.

In jüngerer Zeit errang sich die medizinische Fakultät besonderes Ansehen. Königsberger Mediziner, Universitätslehrer wie praktische Ärzte, hatten Patienten in ganz Rußland. In dieselbe Richtung wies die Forschung von Adalbert Bezzenberger, dem Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft und Erforscher der Vorgeschichte, doch ging es bei dieser Blickrichtung nach dem Osten nicht, wie der Historiker Hans Rothfels es erkannt und ausgesprochen hat, um die wissenschaftliche Begründung politischer Ansprüche, sondern um die gemeinsame Verantwortung für den durch Versailles zerfetzten Osten. Von dieser Haltung war freilich nicht mehr viel geblieben, als die Albertina im Kriegsjahr 1944 ihr vierhundertjähriges Bestehen feierte, ein halbes Jahr vor ihrem Untergang.

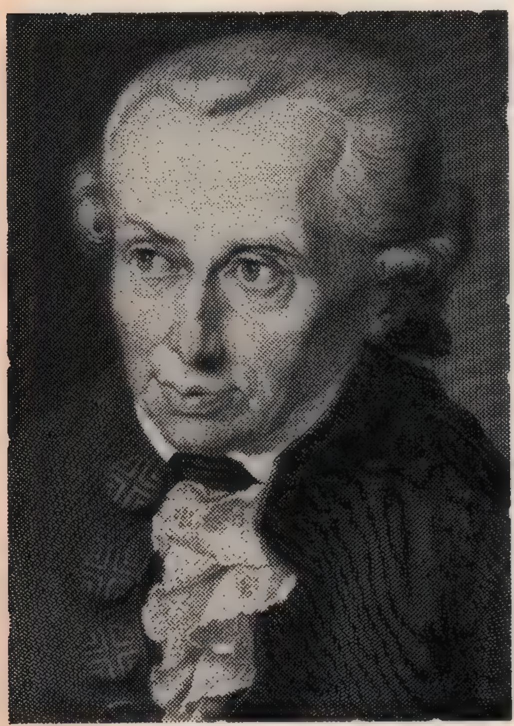
Ursprung der Albertusnadel

Der „Albertus" geht zurück auf das alte Universitätssiegel, das der Rektor Sabinus entwarf. Es zeigte den Gründer der Hochschule im Brustbild, barhäuptig, im Harnisch und mit dem bloßen Schwert, dem Symbol seiner herrscherlichen Macht, über der Schulter. Das Siegel wurde spä-

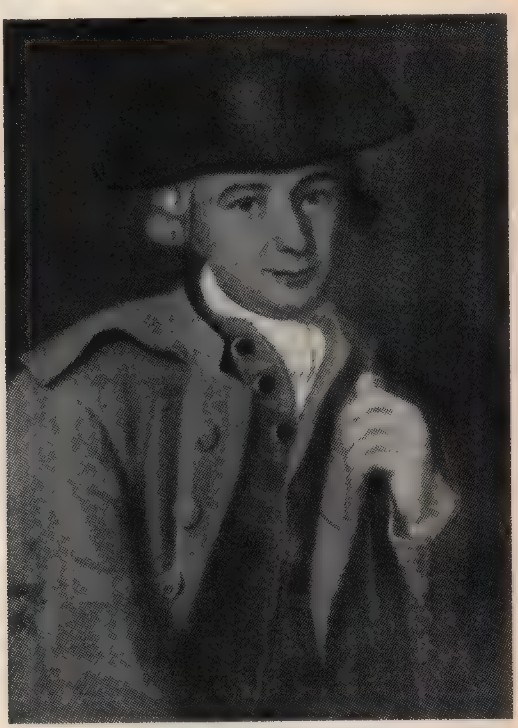


ter auch auf das Titelblatt der Vorlesungsverzeichnisse gesetzt. Als die Königsberger Studenten unter dem nationalen Erlebnis der Befreiungskriege die alten Korporationen auflösen und eine allgemeine „Burschenschaft" gründen wollten, wählten sie als Abzeichen aller Studierenden eine Nachbildung des Siegels. Zwei Theologiestudenten sollen dieses Abzeichen 1817 aus Metall geschaffen haben. Er wurde von allen Studenten am Hut, sogar am Zylinder getragen. Diese Sitte kam später ab, doch trugen einige Studentenverbindungen den Albertus an der Couleurmütze. Dafür kam der Brauch auf, daß die Abiturienten aller ostpreußischen Gymnasien den Albertus am samtroten Stürmer oder auf den Aufschlägen des Examensgehrocks trugen, und zwar in beliebig großer Zahl, je nach dem Umfang der Verwandtschaft und Bekanntschaft des Mulus. Damit bekundeten die Abiturienten ihre Absicht, bald Bürger der Albertina zu werden, doch legten auch diejenigen, die nicht studieren wollten, den Albertus an. Diese Sitte gab es nur in Ostpreußen. Sie wird heute in der Weise weiter gepflegt, daß die Schulgemeinschaften der ostpreußischen Höheren Schulen den Abiturienten ihrer Patenschulen den Albertus als Symbol der Patenschaft und des Weiterlebens der Albertina verleihen.

Kant und Hamann



Immanuel Kant



Johann Georg Hamann

Immanuel Kant enstammte einer seit vielen Generationen im ostpreußischen Memelland ansässigen Familie von Dorfschulzen und Krügern. Sein Großvater Hans war Riemermeister in Memel gewesen, dessen Sohn Georg hatte in Königsberg die Tochter, Anna Regina, und die Werkstatt des Riemermeisters Caspar Reuter geheiratet. Als eines der Kinder dieser Ehe wurde Immanuel am 22. April 1724 im Hause Vordere Vorstadt 22 geboren. Die Eltern waren Pietisten und schickten deshalb ihren Sohn auf das pietistische Friedrichskollegium, dessen Leitung der berühmte Schulmann Franz Albrecht Schultz hatte. Dort blieb Kant, bis er 1740 die Universität bezog, um Naturwissenschaften, Geographie und Philosophie zu studieren. Er war dann einige Jahre Hauslehrer in der Provinz und begann 1755 mit der Magisterpromotion seine akademische Laufbahn. Während der russischen Okkupation konnte er seine Vorlesungen fortsetzen, aber erst 1770 erhielt er die Professur für Logik und Metaphysik. Der stets elegant gekleidete Professor war ein beliebter Gesellschafter und überall, auch beim Adel und bei den englischen und französischen Königsberger Großkaufleuten sehr angesehen. Der Graf Christian Heinrich Keyserling und die geistvolle Gräfin Charlotte Caroline, die Kaufleute Green, Motherby und Toussaint gehörten zu seinen besten Freunden. Kant liebte und brauchte das Gespräch mit gebildeten Menschen. Der Gelehrte der stillen Studierstube ist der Kant der letzten Lebensjahre, als er ein eigenes Haus in der Prinzessinstraße bewohnte.

Ehrenvolle Berufungen an anderen Universitäten lehnte Kant ab. Er blieb seiner Vater-

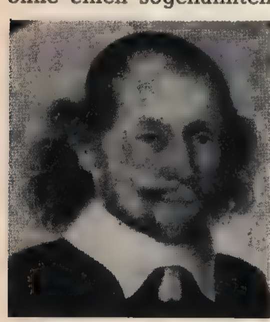
stadt treu. Hier schrieb er alle seine Werke, auch die drei großen Kritiken, Kritik der reinen Vernunft, Kritik der praktischen Vernunft, Kritik der Urteilskraft, und bestimmte mit ihnen im vernunftgläubigem Zeitalter der Aufklärung die Grenzen menschlichen Erkenntnisvermögens. Gedruckt wurden diese Schriften, die den Namen des Königsbergers Professors weltweit berühmt machten, nicht in Königsberg, sondern in Riga bei dem Ostpreußen Johann Friedrich Hartknoch, der bei dem Buchhändler Kanter in Königsberg den Buchhandel gelernt hatte und auch Schriften von Hamann und Herder verlegte. Als Kant am 12. Februar 1804 starb und sein Leichnam am 28. Februar von einem unabsehbar langen Trauerzuge zum Dom geleitet und in der Professorengruft beigesetzt wurde, ging eine Epoche Königsberger und preußischer Geschichte zu Ende.

Johann Georg Hamanns Vater war aus der Lausitz nach Königsberg zugewandert und Wundarzt und Bader der Altstadt geworden. In seinem Hause neben dem Holztor, in dem sich auch die Badstube befand, ist Johann Georg am 27. August 1730 geboren worden. Nach einem unregelmäßigen Schulunterricht studierte er seit 1746 Theologie und Philosophie an der Albertina, ohne einen akademischen Grad zu erreichen, war einige Jahre Hofmeister (Hauslehrer) in Livland, machte eine Reise nach London und kehrte 1759 in das von den Russen besetzte Königsberg zurück. Er lebte von allerlei schriftstellerischen Arbeiten, gab Privatunterricht in fremden Sprachen, fertigte Übersetzungen an, bis er 1767 auf Kants Fürsprache und durch die Vermittlung des reichen Bankiers Jacobi, der mit Kant befreundet war, eine Anstellung bei der Zollverwaltung erhielt, 1777 wurde er Packhofverwalter und bezog eine Dienstwohnung am Holländer Baum. Auch Hamann brauchte Menschen für sokratische Gespräche. Sein Lebenselement war aber der Umgang mit Büchern. Mit Kant war er befreundet wie ein Souverän des Geistes mit einem andern, und auch dessen Bekanntenkreis stand er nicht fern. Der junge Herder schloß sich enger an ihn als an seinen akademischen Lehrer Kant an und ging doch seinen eigenen Weg. Hamann führte ein genial unordentliches Leben. Die Disziplin kantischen Denkens lag ihm fern. Er war unglaublich belesen und gedankenreich, aber er verströmte diesen Reichtum in einer Vielzahl von tiefsinnigen, oft schwer verständlichen Schriften, in denen er sich gegen die Aufklärung und gegen die Erkenntnislehre Kants wandte und die Schöpferkraft des Genies und des Gefühls betonte. Herder folgte darin seinem Freunde und Vorbild. Nach seiner Entlassung aus dem Zolldienst ging Hamann nach Münster und ist dort am 21. Juni 1788 gestorben.

Königsberger Universitätslehrer haben sich des literarischen Nachlasses der beiden Königsberger Geistesheroen in besonderem Maße angenommen. Karl Rosenkranz gab zusammen mit dem Historiker Friedrich Wilhelm Schubert 1838/40 die Werke Kants in 12 Bänden heraus, der Literarhistoriker Rudolf Unger verfaßte 1911 ein zweibändiges Werk über Hamann und die Aufklärung, und sein Fachkollege Josef Nadler gab seine Werke heraus und schrieb 1949 die beste Hamannbiographie.

Dichter und Schriftsteller

Alle Epochen der deutschen Geistesgeschichte spiegeln sich im literarischen Schaffen in Königsberg wider, Reformation, Orthodoxie und Pietismus, Barock und Aufklärung, Romantik und Nationalismus. Freischaffende Künstler gibt es erst seit einigen Generationen. Von den neun Königsberger Schriftstellern, die aus der großen Zahl ausgewählt und hier kurz vorgestellt werden sollen, waren drei Professoren und drei beamtete Juristen, nur die letzten drei Dichter ohne einen sogenannten bürgerlichen Beruf.



S i m o n D a c h, 1605 in Memel geboren, wo sein Vater Gerichtsdolmetscher war, studierte in Königsberg Theologie und Poesie, wurde Lehrer an der Domschule, deren Schüler er gewesen war, und war von 1639 bis zu seinem Tode 1659 Professor der Dichtkunst an der Universität. Gedichte gegen Bezahlung zu machen, gehörte zu seinen Amtspflichten, aber Dach war nicht nur ein geschickter Versemacher, sondern ein tief empfindender, stiller, aber seines Könnens wohl bewußter Mann, übrigens kein armer Poet in der Dachstube, als welcher er oft hingestellt wird. Vielleicht ist unser volkstümlichstes Lied „Ännchen von Tharau" nicht von ihm, aber das schöne Lied von der Freundschaft hat er sicher gedichtet. Er war mit seinem Herzensfreund Robert Robertin zusammen der Mittelpunkt eines Freundeskreises, der unter der Bezeichnung Königsberger Dichterkreis in die Literaturgeschichte eingegangen ist.

J o h a n n C h r i s t o p h G o t t s c h e d, Sohn und Enkel eines Pfarrers, 1700 in Juditten bei Königsberg geboren, wäre wohl auch bis an sein Lebensende in Königsberg geblieben, wenn er nicht, ein hochgewachsener Student, vor den Werbern des Soldatenkönigs hätte fliehen müssen. Er wurde Professor an der Leipziger Universität und begründete dort seinen Ruhm als Erneuerer und geistiges Haupt der deutschen Literatur. Die Lehre, die er in seiner „Kritik der Dichtkunst" entwickelte, hatte er aber als Student von seinem Lehrer Johann Valentin Pietsch empfangen, der, von Beruf Arzt und Apotheker, der Neigung nach Dichter des Barock und Professor der Poesie war.

Friderizianischer Beamter des aufgeklärten Absolutismus war der Königsberger Oberbürgermeister (Stadtpräsident) T h e o d o r G o t t l i e b v o n H i p p e l (1741—1796), ein geist-

voller Mann, Freund Kants und ein vielseitiger Schriftsteller, der aber diese seine Tätigkeit mit schrullenhafter Ängstlichkeit geheim hielt, so daß seine Autorschaft an den viel gelesenen Romanen, den satirischen Schriften und dem Buch „Über die Ehe“ — Hippel war Junggeselle — erst nach seinem Tode bekannt wurde.

Eine Reaktion auf die Aufklärung war die Romantik. So war der 1776, zehn Jahre nach Gottscheds Tod, in Königsberg geborene E. T. A. Hoffmann ein krasser Gegensatz zu jenem. Jurist wie sein Vater, aber vielfach begabt als Dichter, Musiker und Maler, hat auch er seine Vaterstadt früh verlassen und seine großen Werke (Die Serapionsbrüder, Elixiere des Teufels, Kater Murr, der Goldene Topf und andere) auf den vielen Stationen seines unruhigen Lebensweges geschrieben.



E. T. A. Hoffmann

Die Romantik war national und bürgerlich geworden, als zwei Schriftsteller um die Mitte des 19. Jahrhunderts das literarische Leben Königsbergs beherrschten, beide miteinander eng befreundet und der ganzen Bürgerschaft bekannt, Ernst Wichert und Felix Dahn. Der erste hat über ein Vierteljahrhundert in Königsberg als Richter gewirkt. Trotz seiner Berufsarbeit fand er Zeit, achtzehn Romane, von denen „Heinrich von Plauen“ und „Der Große Kurfürst“ die bekanntesten sind, sechzig Novellen, dreißig Theaterstücke — seine Lustspiele waren besonders beliebt — und endlich viele Gelegenheitsgedichte zu schreiben. Er bahnte seinem Freunde Dahn, dem leidenschaftlichen Germanen und Ghibellinen, den Weg zur Bühne. Als Kind eines Schauspielerehepaares 1834 in Hamburg geboren, wurde er 1872 Professor für germanisches und deutsches Recht an der Albertina und schrieb viele gelehrte Bücher. Seine zahlreichen dramatischen und epischen Dichtungen sind heute vergessen, aber jung geblieben ist von seinen historischen Romanen „Ein Kampf um Rom“, der von Königsberg aus seinen Siegeszug angetreten hat.

Ein vielseitiger Schriftsteller, in vielen Stilen gerecht, war der Königsberger Rudolf Borchardt (1877—1945). Walter Heymann, wie Borchardt aus einer wohlhabenden jüdischen Königsberger Kaufmannsfamilie stammend, 1882 geboren, war Jurist und Lyriker. Dem Erlebnis der ostpreußischen Landschaft gab er dichterische Gestalt in den Lyrikbänden „Nehrungsbilder“ und „Hochdüne“. Heymann ist 1915 vor Soissons gefallen, sein Leben für das Vaterland opfernd.



Agnes Miegel

In unser aller Gedächtnis ist noch Agnes Miegel, die in einem anderen Arbeitsbrief gewürdigt ist. Sie hatte ein so persönliches Verhältnis zu ihrer Vaterstadt, war so verwoben in ihre Geschichte und ihr Wesen, daß Agnes Miegel und Königsberg zwei auf alle Zeiten untrennbar tief innerlich verbundene Begriffe bleiben werden.

Musik und Theater

Kirchengesang und Orgelklang gab es in Königsberg schon im Mittelalter, auch geistliche Spiele wurden auf den Marktplätzen hin und wieder aufgeführt. Dann waren da noch der Schloßtürmer und die auf den Stadttoren wohnenden Stadtmusikanten, die zu Hochzeiten, Kindtaufen und Tanzfesten in den Junkergärten aufspielten. Musik als Kunst gab es aber erst, nachdem der Herzog Albrecht seinen Hofstaat in der Ordensburg eingerichtet hatte. Er schuf eine Hofkapelle — ihr bekanntester Leiter war Hans Kugelmann aus Augsburg —, und Studenten der neuen Universität sangen im Chor mit. Vielgespieltes Modeinstrument war damals und noch auf lange Zeit die Laute. Eine erste Blütezeit erlebte die Musik in Königsberg mit dem Thüringer Heinrich Albert, der zum Freundeskreis Simon Dachs gehörte, und das „Ännchen von Tharau“, wenn nicht gedichtet, so doch vertont hat. Mit den „Arien“, die er im Druck herausgab, war er der Schöpfer des deutschen weltlichen Liedes. Groß war in der Folgezeit die Zahl der Kantoren und Organisten, die sich als Musiker und Komponisten einen Namen gemacht haben, und zu den alten Kirchen- und Schulchören und den Stadtmusikanten traten die Militärmusiker, die man damals Hautboisten nannte. Der berühmteste Komponist der Barockzeit war Georg Riedel, der großartige Oratorien geschaffen hat, eine Gattung, mit der sich die Musik von der Kirche zu lösen begann.

Konzertsäle gab es noch lange nicht. Man musizierte in den Adelspalais und den Häusern der hohen Beamten und der reichen Kaufleute. Musikalisches Wunderkind wie der Knabe Mozart war der junge Johann Friedrich Reichardt, dessen Vater Stadtmusikus und Lautenlehrer der kunstliebenden Gräfin Keyserling war. Seinen Ruhm als Hofkapellmeister Friedrichs des Großen hat er später außerhalb seiner Vaterstadt gegründet. Im 18. Jahrhundert war Königsberg nicht nur die Wirkungsstätte Kants, sondern in hohem Maße auch Musik- und Theaterstadt; auch Kant hat gern das Theater in der Loge seines Freundes, des Bankiers Jacobi, besucht. Reisende Schauspielertrupps hat-

ten früher schon am Hof oder in den Junkergärten ihre Kunst gezeigt. Zur 200-Jahr-Feier der Universität war Dachs Schauspiel „Prussiarchus" aufgeführt worden. Die Königsberger sahen auch gern Opern, Singspiele, eine Art Vorform der Operette, und Ballette, doch waren diese Kunstgattungen vom Schauspiel noch nicht getrennt. Die Schauspieler mußten auch singen und tanzen können. Der Schauspielerprinzipal Conrad Ernst Ackermann erbaute 1755 in Königsberg das erste ständige Theater, ein Dutzend Jahre vor dem durch Lessing bekannt gewordenen Hamburger Nationaltheater. Andere berühmte Prinzipale waren Franz Schuch und seine Frau Karoline.

Im Unglücksjahre 1808 wurde ein neues großes Theater am Paradeplatz errichtet und nach einem Brande sofort wiederaufgebaut. Theaterspielen war aber auch ein Vergnügen der sogenannten guten Gesellschaft. Herren und Damen spielten im Gartenhaus des Grafen Keyserling am Schloßteich, beim Oberpräsidenten im Schloß und in den geräumigen Wohnungen der Bankiers und Handelsherren. Die Königsberger bekamen alles zu sehen und zu hören, was die zeitgenössische Literatur zu bieten hatte, Lessing, Schiller und Goethe ebenso wie Mozart und Beethoven. Die Kantoren- und Organistenmusik begann hinter der weltlichen Musik zurückzutreten. Orchester von Berufsmusikern entstanden, und durchreisende Künstler gaben sogenannte Virtuosenkonzerte. Sie traten damit aus der Sphäre privater Kunstübung. Die Musik wurde wie das Theater verbürgerlicht und jedermann gegen Eintrittsgeld zugänglich. Konzerte wurden öffentliche Veranstaltungen, getragen von Agenten und Vereinen. 1872 begannen die Künstlerkonzerte, 1876 die Symphoniekonzerte; sie waren bis zum Ende Höhepunkte Königsberger Musiklebens unter berühmten Dirigenten. In der Oper war man, wie überall um die Mitte des 18. Jahrhunderts, gegen und für Richard Wagner, doch war dieser Streit nicht etwa dadurch ausgelöst worden, daß Wagner 1836 kurze Zeit Theaterkapellmeister in Königsberg gewesen war. Er hatte in der Tragheimer Kirche sich zwar mit Minna Planer trauen lassen, doch waren die Königsberger Monate keine gute Zeit für ihn gewesen.



Otto Nicolai

Auch die bedeutenden Komponisten, die in Königsberg geboren sind, haben ihre Vaterstadt früh verlassen, Otto Nicolai (Die lustigen Weiber von Windsor), Hermann Götz (Der Widerspenstigen Zähmung), und auch E. T. A. Hoffmann wäre hier mit seiner Oper „Undine" noch einmal zu nennen.

In Königsberg blieb der Liederkomponist Wilhelm Jensen, Organist an der Burgkirche. Der Königsberger Eduard Sobolewski ging — damals etwas unerhört Neues — nach Amerika. Er war nicht nur Theaterkapellmeister, sondern auch Dirigent eines von ihm gegründeten Musikvereins.

Die Musik- und Gesangvereine wurden im bürgerlichen Zeitalter wichtige Träger der Musikkultur, Liedertafel, Philharmonie, Singakademie, Sängerverein, Melodia und wie sie alle hießen. Nur mit ihnen waren die mehrtägigen Musikfeste möglich, das großartigste 1913, die den Ruf Königsbergs als einer Musikstadt so weit hinaustrugen, daß der Allgemeine deutsche Musikverein sein 60. Tonkünstlerfest 1930 nach Königsberg verlegte.

Hatten die Königsberger bis 1914 die drei großen B (Bach, Beethoven, Brahms) bevorzugt, so hatte inzwischen sich auch die moderne Musik durchgesetzt unter dem Einfluß des Dirigenten Hermann Scherchen und des „Bundes für neue Tonkunst". Auch hatte man mit der neu am Schloßteich erbauten Stadthalle der Musik eine würdige Stätte gegeben. An der Universität hatte Müller-Blattau 1924 ein Institut für Kirchen- und Schulmusik und ein collegium musicum gegründet. Freie Komponisten und Kritiker wie Otto Besch und Erwin Kroll bereicherten das Königsberger Musikleben.

Wie die Musikpflege war auch das Theater mit der Zeit gegangen. Neben das alte, aber durch Umbauten modernisierte Stadttheater war ein kleines Haus getreten, ursprünglich als Kammertheater, dann als „Neues Schauspielhaus" auf den Hufen. Es wurde unter Fritz Jeßner eines der lebendigsten und modernsten Theater Deutschlands. Das Musikleben erhielt einen letzten Zuwachs, als Scherchen für den Rundfunk, Reichssender Königsberg, ein eigenes Orchester schuf, so daß die Stadt jetzt, abgesehen von den Militärkapellen und kleineren Orchestern, über zwei große, geschulte Klangkörper verfügte, das Opern- und Symphonieorchester und das Rundfunkorchester.

Königsberger sagen . . .

...auskniewweln für austüfteln;
...Brassel für Schurrmurr, Abfall;
...Buschebaubau für Kinderschreck;
...Dubbas für irgendein Ding;
...Dittchen für Groschen;
...gnarren für weinen oder wimmern.
...Heemske zu einem Schwächling, auch für Ameisen;
...Klotzkorken für Holzpantoffeln;
...kölstern für husten;
...Mauchen statt Pulswärmer;
...Panjebratsch statt: mit jemandem auf du und du sein;
...schlunzig statt unordentlich;
...weden statt jäten;
...Wuschen statt Pantoffeln;
...Zwerg statt Quark.

Bildende Kunst und Kunsthandwerk

Die Leistungen der Ordenszeit auf dem Gebiete der Baukunst sind schon erwähnt worden; von der mittelalterlichen Ausstattung der Burg und der Kirchen ist kaum etwas erhalten geblieben. Die Ordenspriester schufen wie Mönche herrliche Handschriften auf Pergament, mit Initialen verziert. Der Königsberger Konvent besaß mehr als 70 Handschriften. Herzog Albrecht füllte die alte Ordensburg mit Werken der Kunst. Er beschäftigte Teppichwirker, Perlenhefter, Plattner (Harnischmacher), Kürschner, Goldschmiede und Hofmaler. Crispin Hevrant vertrat die Dürer-, Heinrich Königswieser die Cranachschule. Der Goldschmied Jobst Freudener aus Ulm schuf das Albrechtschwert, das zum Krönungsschwert der Hohenzollern wurde — das Krönungszepter ist ein Geschenk Peters des Großen an den Kurfürsten Friedrich III. Das schönste Zeugnis der Goldschmiedekunst war die (seit 1945 verschollene) Silberbibliothek, d. h. 20 in getriebenes Silber gebundene religiöse Bücher, am prachtvollsten die Lutherbibel in einem Einband von Cornelius Vorwend. Plastiken hat der Herzog nicht gesammelt, aber den Bernstein, dessen Gewinnung und Verkauf allein der Landesherrschaft zustand (Regal), zusammen mit Silber zu Tafelgeschirr und Pokalen verarbeiten lassen.

Der in Königsberg geborene Michael Willmann ist als malender Mönch im Kloster Leubus in Schlesien ebenso berühmt geworden wie als Hofmaler mit einer Apotheose des Großen Kurfürsten, die auf wunderbare Weise nach 1945 aus dem zerstörten Königsberger Schloß gerettet wurde.

Im 17. Jahrhundert gab es Kunstschätze auch in den Häusern der Handelsherren, geschnitzte Treppengeländer, getäfelte Decken, kostbare Möbel und Teppiche, gemalte Gläser, Fayencen und Stiche, und die Außenfronten waren bunt bemalt und mit Sinnsprüchen verziert wie Häuser in Süddeutschland. Isaac Riga war der bedeutendste Bildschnitzer des Barock in Ostpreußen, Georg Schreiber und Jakob Heise schmückten Humpen und Pokale mit plastischem Reliefdekor aus Bernstein. Auch Glockengießer und Orgelbauer gab es in Königsberg. Die Famalie Dormann goß über 150 Jahre Glocken; die schönsten Orgeln schufen im 18. Jahrhundert Mosengel und Casparini (eigentlich Caspar). Die Architektur der Bürgerhäuser und Adelspalais folgte dem Geschmack der Zeit, doch war wenig von ihnen erhalten. Ein klassizistisches Bauwerk war das um 1800 erbaute Korffsche Haus am Paradeplatz (später Königshalle, zuletzt Offizierskasino).



Ein Band der Silberbibliothek des Herzogs Albrecht mit getriebenen Reliefverzierungen. In der Mitte ein emailliertes Wappenschild des Herzogs. Gearbeitet in Königsberg von Kornelius Vorwend aus Nürnberg nach 1550.

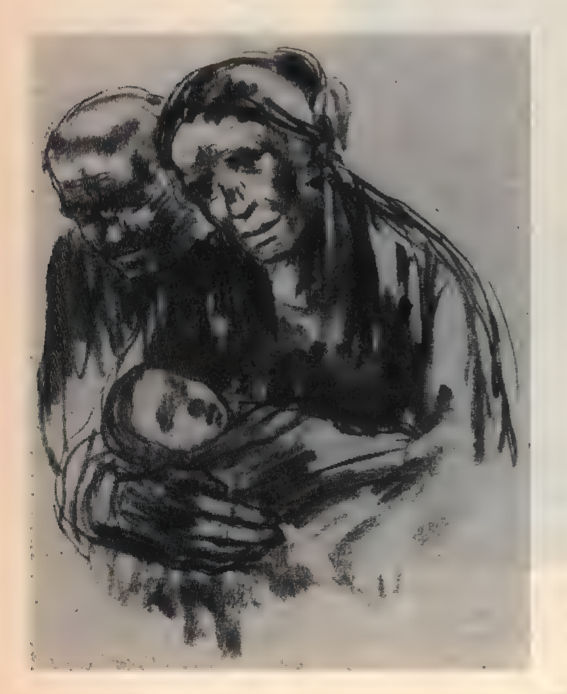
Im 18. Jahrhundert entstanden wie überall in Deutschland Einrichtungen, die der Kunst dienten. Ein 1831 gegründeter Kunstverein veranstaltete bis 1945 regelmäßige Kunstausstellungen in der Börse, später in der 1913 erbauten Kunsthalle am Wrangelturm. Auf Betreiben Theodor von Schöns entstand 1845 die Kunstakademie unter der Leitung des bedeutenden Historienmalers Ludwig Rosenfelder. Er und seine Kollegen, aber auch tüchtige Zeichenlehrer (Kunsterzieher) an den höheren Schulen und freie Künstler malten Festsäle und Aulen der öffentlichen Gebäuden, der neuen Universität und der Schulen aus; sie schufen in einer Zeit, die die Fotografie noch nicht kannte, Porträts von Behördenchefs, Professoren und Pfarrern,

sie waren Genre-, Stilleben- und Tiermaler, entdeckten dann aber auch die Landschaft, bis in Nidden eine ganze Malerkolonie entstand, zu der Pechstein und später Ernst Mollenhauer gehörten. Reiche Kaufleute sammelten Kunstwerke und versahen die Künstler mit Aufträgen, und auch die Stadtverwaltung förderte die Kunst, indem sie eine Gemäldegalerie anlegte, deren Grundstock die Sammlung des Stadtpräsidenten von Hippel bildete. Sie wurde durch Ankäufe planmäßig erweitert und zeigte als „Städtische Kunstsammlung" im Südflügel des Schlosses ihre Schätze. Ihr letzter Direktor Alfred Rohde huldigte dem Genius von Lovis Corinth, der der begabteste Schüler der Königsberger Akademie war.

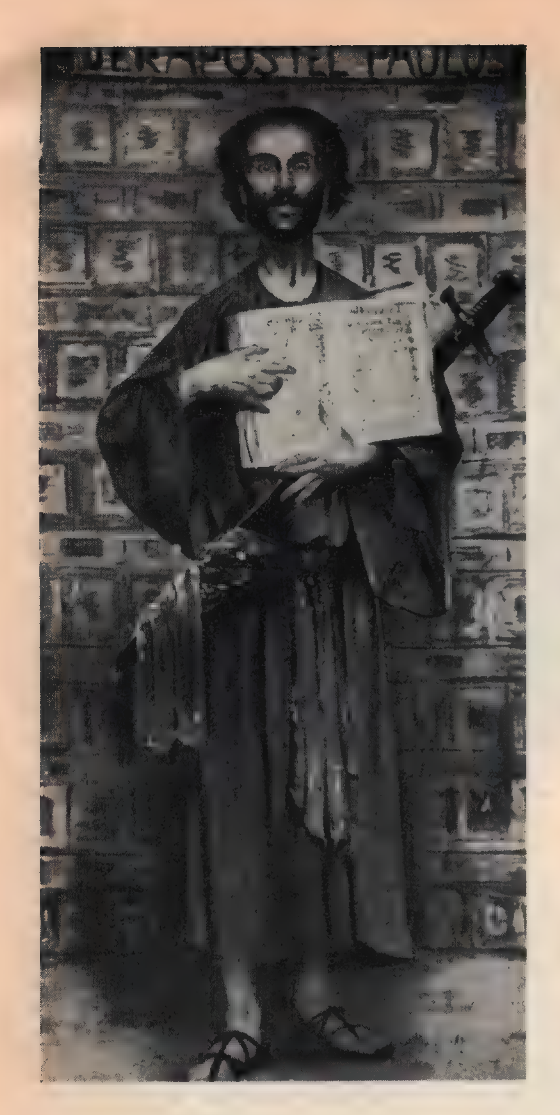
Von Königsbergern, die außerhalb ihrer Heimat ihren Ruhm begründet haben, seien außer ihm noch Emil Hundrieser, der Schöpfer der Berolina auf dem Alexanderplatz in Berlin und der Figuren der vier Erdteile am wuchtigen Renaissancebau der neuen Börse an der Grünen Brücke in Königsberg, Rudolf Siemering, der Schöpfer des Washingtondenkmals in Philadelphia, und Käthe Kollwitz genannt. Sie ist durch die Akademie allerdings wenig gefördert worden, da diese sich damals in alten Bahnen bewegte. Neu belebt wurde sie um die Jahrhundertwende durch Ludwig Dettmann und die Künstler, die er nach Königsberg holte, den Graphiker Heinrich Wolff, den Architekten Lahrs, den Maler Storch und andere. Um Arthur Degner bildete sich an der Kunstakademie ein Kreis von jungen, neue Wege suchende Maler.

Bildhauer der Akademie war viele Jahre lang Friedrich Reusch. Er schuf in einer denkmalfreudigen Zeit die bekannten Denkmäler, die rings um das Schloß aufgestellt waren, Herzog Albrecht, Wilhelm I. und Bismarck. Bis dahin hatte Königsberg nur vier Denkmäler gehabt, Friedrich Wilhelm I. an der Südseite des Schlosses, Friedrich I. von Schlüter gegenüber der Ostfront, Friedrich Wilhelm III. auf dem Paradeplatz und — als einziges Denkmal für einen Mann, der Fürst des Geistes, aber nicht Fürst von Geblüt war, das Kantdenkmal von Rauch. Nach Bismarck wurden nur noch zwei Männer durch Denkmäler geehrt, Schiller — die Statue von Cauer stand anfangs am Stadttheater, später gegenüber dem Schauspielhaus — und Yorck (von Walter Rosenberg), der nach 1933 vom Walter-Simon-Platz in das Glacis vor dem Königstor verbannt wurde.

Die Kunstakademie, die 1916 ein neues Haus in Ratslinden erhalten hatte, wurde 1932 in „Staatliche Meisterateliers" umgewandelt, doch blieb die künstlerische Substanz unter Meistern wie Alfred Partikel und Eduard Bischoff und Hermann Brachert von der Kunstgewerbeschule erhalten. Die moderne Architektur trat mit Werken von Kurt Frick, Hans Hopp und Friedrich Lahrs in Neubauten für die Mädchengewerbeschule, die Handelshochschule, dem Stadthaus, dem Haus der Technik und anderen augenfällig in Erscheinung. Königsberg lag zwar seit 1919 politisch auf einer Insel, was das geistige und künstlerische Leben angeht, aber im vollen Strom des Geschehens in Deutschland. Das galt nur bedingt für die wirtschaftliche Entwicklung.



„Eltern und krankes Kind" — so lautet die Unterschrift zu dieser Zeichnung von Käthe Kollwitz. Sie wurde am 8. Juli 1867 in Königsberg geboren. Ihr Großvater mütterlicherseits war der Pfarrer Julius Rupp, der die freie evangelische Gemeinde gründete. Ein Denkmal wurde ihm am Dom, nicht weit von der Grabstätte Immanuel Kants, errichtet. Das Reliefporträt Rupps am Denkmal hat Käthe Kollwitz mitgeschaffen. Ihr Vater, Karl Schmidt, entsagte als überzeugter Sozialist der juristischen Laufbahn und erlernte das Maurerhandwerk. Nach dem Tode des Schwiegervaters wurde er Prediger der Gemeinde. Die religiöse und soziale Lebenseinstellung beider Vorfahren haben die Weltanschauung von Käthe Kollwitz bestimmt. In Berlin heiratete sie den Armenarzt Dr. Karl Kollwitz. In ihrem graphischen Werk spricht ein tiefes Mitgefühl zu dem leidenden Menschen. Ihr Hauptwerk als Bildhauerin ist das Paar der „Trauernden Eltern". Diese stark mütterlich empfindende Frau wurde durch die Geschehnisse in beiden Kriegen schwer getroffen, im Ersten Weltkriege verlor sie einen Sohn, im Zweiten Weltkriege einen Enkel. Am 22. April 1945 starb sie auf der Moritzburg bei Dresden, in allem Kummer und Gram fest in der Lehre des Großvaters beharrend.



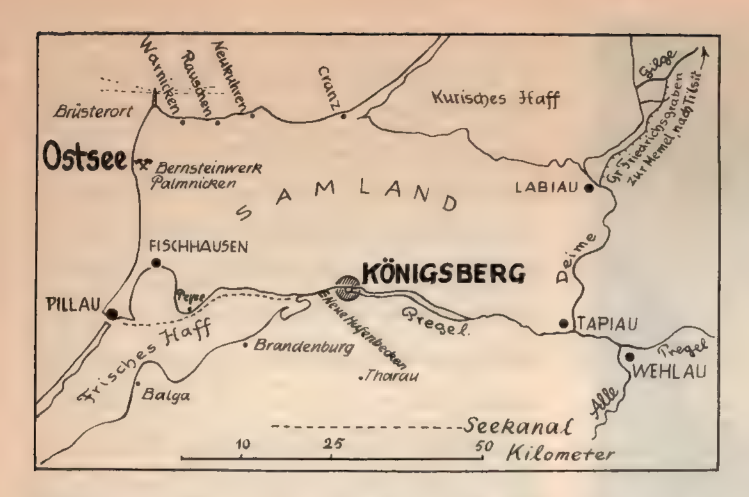
Das nebenstehende Bild ist eine Wiedergabe der Paulus-Gestalt aus dem dreiteiligen Tafelgemälde „Golgatha", das Lovis Corinth der Kirche seiner Geburtsstadt Tapiau schenkte. Er entstammte einer alteingesessenen samländischen Bauern- und Handwerkerfamilie. Am 21. Juli 1858 wurde er als Sohn eines Gerbermeisters und Landwirts in Tapiau geboren. Nach dem Besuch des Kneiphöfischen Gymnasiums in Königsberg begann er seine Studien als Maler an der Königsberger Kunstakademie. Weitere Stationen waren Antwerpen, Paris, München und Aufenthalte in Königsberg, bis er 1900 nach Berlin übersiedelte. Dort heiratete er seine Schülerin Charlotte Berend, die ihm eine tüchtige Lebensgefährtin wurde. Seine aus dem prallen Leben entstandenen Bilder, seine großen figürlichen Kompositionen, Landschaften und meisterlichen Porträts hängen in allen bedeutenden deutschen Museen. Darüber hinaus war Corinth ein sehr bibelfester, religiöser Maler. Er starb am 27. Juli 1925 in dem holländischen Badeort Zandvoort. — Werken dieses größten ostpreußischen Malers der Neuzeit war ein besonderer Saal im Königsberger Schloß gewidmet.

Hafen und Wirtschaft

Königsberg war auf Handel und Kaufmannschaft gegründet, sein Hafen deshalb ein Grundelement städtisch-bürgerlichen Lebens. Wo die alte Bernsteinstraße den Pregel überquerte, schieden sich See- und Flußschiffahrt, und da für den Übergang zwei Brücken notwendig waren, bildeten diese und die von der einen zur andern Brücke führende Kneiphöfische Langgasse die Achse des Wirtschaftslebens. Das Hundegatt an der Krämerbrücke war der Hafen der Altstadt, die Grüne Brücke schloß den Hafen des Kneiphofs ab. Hier lag die Börse, die alte, ein über dem Wasser errichteter Holzbau, vor dem die Langgasse öffnenden Grünen Tor, die neue im Stil der Renaissance erbaute am gegenüberliegenden Ufer. Beide Städte hatten, wie erwähnt, ihre Lastadien, auf denen die hochgiebligen Fackwerkbauten der Speicher standen mit den altertümlichen Namen wie Storch, Pelikan, Palmbaum, der Große Friederich oder Till Eulenspiegel.

Bis zu diesen Brücken kamen von Litauen über die Memel, das Kurische Haff (später den Großen Friedrichsgraben) und die Deime die Flußschiffe, die die Waren des Ostens, Getreide, Hülsenfrüchte, Hanf, Flachs, Talg, Teer und andere, an die Speicher brachten, und von der anderen Seite die Seeschiffe, die Westwaren einführten, Kolonialwaren, Wein, Gewürze, Textilien, Heringe, zeitweise auch Tee, Petroleum und Indigo, die in großen Mengen wieder ausgeführt wurden.

Wenn auch die größeren Seeschiffe in Pillau leichtern und einen Teil ihrer Waren an Bordinge abgeben mußten, die den Transport nach



Die Lage Königsbergs zur Ostsee. Durch den Seekanal konnten größere Schiffe nach Königsberg gelangen. An der Samlandküste lagen schnell mit der Eisenbahn zu erreichende Badeorte. In Palmnicken wurde das einzige Bernsteinwerk in der Welt betrieben. Der Name des südlich der Stadt gelegenen Dorfes Tharau ist durch das Lied „Ännchen von Tharau" im gesamten deutschen Sprachraum bekannt geworden.

Königsberg besorgten, war Königsberg, solange die Schiffahrt offen war, ein vielbesuchter Hafen, der in guten Jahren von einigen tausend Schiffen angelaufen wurde. Manchmal lagen sie so dicht beieinander, daß nur eine schmale Fahrrinne zwischen ihnen offen blieb. Anfangs überwogen die Flaggen der Hansestädte, dann die Holländer und Engländer, gefolgt von den Skandinaviern. Natürlich sah der Hafen gute und schlechte Zeiten, da der Handel gegen politische Ereignisse besonders empfindlich ist. Kaperkriege schadeten ihm ebenso wie die napoleonische Kontinentalsperre oder die hohen russischen Zölle, wie ihm andererseits z. B. der Krimkrieg oder die Aufhebung des dänischen Sundzolls oder ein deutsch-russischer Handelsvertrag zugute kamen.

Der Hafen war schon im Mittelalter mit einem Bollwerk und gepflasterten Uferstraßen versehen. Da man statt „pflastern" damals „brükken" sagte, ist die Fischbrücke keine Brücke, sondern die Uferstraße, auf der die Fischhändler und die mit Recht wegen ihrer urwüchsigen Redeweise bekannten Fischfrauen ihre Waren vor ihren Kähnen feilhielten. Eine Besonderheit des Hafens waren zwei „Bäume", d. h. aus Baumstämmen bestehende Sperren, die Ein- und Ausfahrt flußabwärts und flußaufwärts bei Nacht sperrten. Da die Wasserstraßen sich im Besitz der Landesherrschaft befanden, waren die

Fachwerkspeicher auf der Lastadie



Die Gruppen- und Turmspeicher am Hafenbecken IV. Die 1924 in Betrieb genommenen, zusammen 40 000 Tonnen Getreide aufnehmenden Silos waren einst die modernsten in Europa. Beide Speicher blieben im Zweiten Weltkriege verschont und stehen heute noch.

Bäume, oberhalb der Litauer, unterhalb der Holländer Baum, staatlich. Baumwächter kontrollierten hier die Ladungen der Schiffe als Beauftragte der Zollbehörde. Als diese Sperren aufgehoben wurden, blieben die Bezeichnungen als Straßennamen bestehen, der Holländer Baum sogar als Name für einen Bahnhof.

Der Binnenhafen am oberen Pregel war bescheiden; er bestand aus Schuppen und Hallen und Lagerplätzen für Holz und Kohlen. Der Seehafen erstreckte sich weit flußabwärts, gesäumt von Speichern und „Höfen" (Teerhof, Kalkhof, Aschhof u. a.), dem Packhof, der Werfthalle, Lagerplätzen und Schiffswerften. Der Schiffbau hat allerdings nie große Bedeutung gehabt. Als diese Anlagen nicht mehr ausreichten, entstanden mit dem Aufblühen der Wirtschaft im Kaiserreich große Mühlen und Speicher weiter flußabwärts, die Walzmühle 1889, die damals die größte Roggenmühle Europas war, der Silospeicher 1897. Königsberg war in dieser Zeit Welthandelsplatz für Linsen und einer der größten deutschen Häfen für den Handel mit Getreide, Flachs, Hülsenfrüchten und Heringen. Eine Großreederei hat Königsberg nie besessen, aber verschiedene angesehene Unternehmungen sicherten der Stadt einen angemessenen Anteil auch an diesem Handelszweig.

Schon vor 1914 war geplant, den Hafen, der bis dahin ein reiner Flußhafen war, durch einige Becken zu erweitern, die man aus dem moorigen Grund am linken Pregelufer ausheben wollte. Der Bau, der bei diesem Boden sehr schwierig war, wurde im Kriege begonnen und nach dem Kriege vollendet, obwohl die Vorausetszungen ganz andere geworden waren.

Ostpreußen war durch den Korridor vom Reich getrennt; Danzig und Memel waren Konkurrenzhäfen unter fremder Oberhoheit geworden. Der Handel mit Rußland schrumpfte auf einen Bruchteil seines früheren Umfanges, da Polen und die Randstaaten wirtschaftlich autark zu werden sich bemühten und in der Sowjetunion der Königsberger Kaufmann nicht mehr einen russischen Kaufmann und dessen Kommissionär zum Partner hatte, sondern einen Staatskapitalismus mit vielen Dienststellen.

Die Stadt erhielt nicht den gewünschten Freihafen, aber drei Hafenbecken wurden geschaffen, ein Handels-, ein Industrie- und ein Holzhafen. Er hatte schließlich fast 8 km Kaimauern, 160 000 qm Schuppen und Speicherraum, ein Kühlhaus, einen großen neuen Doppelspeicher, Tankanlagen, 30 mechanische Kräne und einen Hafenbahnhof.

Industrie hat es in bescheidenem Maße in Königsberg schon in der Zeit der merkantilistischen Manufakturen gegeben, doch hatten sich die meisten dieser Unternehmungen im Zeitalter der freien Wirtschaft nicht halten können, auch die Zuckerraffinerien nicht, die ihren Betrieb einstellen mußten, als der Rübenzucker den Rohrzucker verdrängte. Es blieben bestehen die mannigfachen Mühlen und Holzverarbeitungsbetriebe. Die Holzwirtschaft war in Königsberg schon immer bedeutend. Aus ihr gingen zwei

große industrielle Anlagen hervor, die Zellstofffabriken in Liep oberhalb und die in Cosse unterhalb der Stadt am Pregel. Andere Fabriken entstanden aus Handwerksbetrieben, Möbelfabriken in Liep oberhalb und in Cosse un- Eisenindustrie, die Waggonfabrik Steinfurt und die Uniongießerei. Zu diesem in Ratshof gelegenen Werk gehörte die Fechtersche Werft, die später von Schichau übernommen wurde. Zu erwähnen wären auch Sprit- und Likörfabriken, Buchdruckereien, Färbereien, eine Zigarren-, eine Flaggenfabrik und die Bernsteinmanufaktur, die einzige ihrer Art in der Welt. Königsberg ist nie eine Industriestadt gewesen, aber ihr Wirtschaftsleben war eine gesunde Mischung von Bankwesen und Handel, Fabrikation und Vertrieb.

Ein wesentliches Mittel zu ihrer Belebung nach dem verlorenen Kriege war die Ostmesse, die einzige anerkannte Messe außer der Leipziger. Sie begann 1920, erhielt eigene große Hallen und ein „Haus der Technik" auf dem ehemaligen Festungsgelände am Nordrand der Stadt und entwickelte sich zu einem Umschlagplatz für den Handel Deutschlands mit den osteuropäischen Ländern einschließlich der Sowjetunion. Bis 1943 wurden 31 Messen durchgeführt.

Die Adern, in denen das Blut der Wirtschaft pulsierte, waren die Verkehrswege. Die alten Landwege waren längst zu Chausseen ausgebaut worden. Die erste und einzige Autobahn Ostpreußens führte von Königsberg nach Elbing; ihre Fortsetzung nach Danzig und später nach Berlin war geplant. Die Wasserstraße des Pregels war nach beiden Richtungen verbessert. Der 1901 mit 6½ m Wassertiefe eröffnete Seekanal nach Pillau wurde 1930 auf 8 m Tiefe gebracht, im Winter durch Eisbrecher offen gehalten und der Hafen damit auch größeren Seeschiffen zugänglich gemacht. Der Pregel wurde bis Insterburg als Wasserstraße ausgebaut.

Das 19. Jahrhundert hatte die Eisenbahnen gebracht, 1853 die Ostbahn nach Berlin — die Weichselbrücke wurde erst ein paar Jahre später fertig —, 1864 ihre Fortsetzung über Eydtkau nach Rußland, 1865 die Verbindung mit Pillau, nachdem ein Jahr zuvor erstmals eine Eisenbahnbrücke über den Pregel gebaut worden war, 1868 die Südbahn, zunächst bis Lyck. Als sie 1873 den Anschluß an das russische Bahnnetz erhielt, stiegen die Einfuhren russischen Getreides gewaltig an. Die Strecke von Königsberg nach Odessa war die kürzeste Verbindung zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer. Die Eisenbahn war für den Königsberger Handel in Ein- und Ausfuhr jetzt ebenso wichtig wie die Wasserstraßen.

Nach dem Ersten Weltkriege wurde die schon lange geplante Modernisierung der Bahnanlagen durchgeführt, ein neuer Hauptbahnhof vor der Südfront, ein Nordbahnhof für die Bäderbahnen und ein Bahnhof „Holländer Baum" an Stelle des alten „Pillauer Bahnhofs" erbaut, auch eine doppelstöckige Drehbrücke über den Pregel unterhalb der alten Eisenbahnbrücke, ein Wunderwerk der Technik.

Zu den Land- und Wasserstraßen kam der Luftweg. Das günstig in Stadtnähe gelegene Devauer Feld, der alte Exerzierplatz der Königsberger Garnison, der im Ersten Weltkriege als Militärflugplatz gedient hatte, wurde als Flughafen eingerichtet. Luftverkehrslinien gingen nach Berlin, Stockholm, Riga, Leningrad und Moskau, diese betrieben von der Deutsch-russischen Luftverkehrsgesellschaft Deruluft.

Alles Bemühen von Reich und Staat, Provinz und Stadt konnte aber die unheilvollen Folgen der Versailler Fehlentscheidungen nicht wettmachen. Die Königsberger Wirtschaft blieb krisenempfindlich und wurde deshalb von der großen Weltwirtschaftskrise der Jahre 1929/30 besonders hart betroffen.

Die Festung Königsberg und der Kampf um die Stadt 1945

Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Spannung mit dem Zarenreich zunahm, wurden Festung und Garnison Königsberg verstärkt, die erste durch einen Gürtel von zwölf Außenforts, die zweite durch die Aufstellung neuer Truppenteile. Die Forts waren aber schon veraltet, die Garnison schwach, als sich die Russen im August 1914 der Stadt näherten. Der Sieg von Tannenberg ersparte ihr eine Belagerung. In Versailles ließen die Siegermächte die Festung zwar bestehen, machten sie aber wehrlos, indem sie ihre Besatzung und Bewaffnung auf ein Minimum beschränkten. Trotzdem war Königsberg auch in der sogenannten Weimarer Zeit die stärkste Garnison des Reiches. Die Aufrüstung und die Wiedereinführung der Allgemeinen Wehrpflicht brachten eine Verstärkung der Garnison, hauptsächlich durch technische Truppen und Luftwaffe (einschließlich Flak), doch wurden die Festungsanlagen nicht modernisiert.

Im Zweiten Weltkrieg war Königsberg wichtig als Nachschubbasis für den Polen- und Rußlandfeldzug. Die Luftwaffe benutzte die vielen Flugplätze in der Umgebung, und auf der Schichauwerft wurden U-Boote gebaut und repariert. Im übrigen blieb Königsberg von Kriegshandlungen verschont, bis englische Bomber in zwei großen Angriffen in den Nächten vom 26. zum 27. und vom 29. zum 30. August 1944 den größten Teil der Innenstadt in Schutt und Asche legten. Die Angriffe richteten sich eindeutig nicht gegen militärische Anlagen, sondern gegen die Wohnviertel. Die Zivilbevölkerung erlitt beträchtliche Verluste.

Im Herbst brachen die Sowjets in Ostpreußen ein, eroberten im Winter den größten Teil

der Provinz und schnitten den Rest von der Landverbindung mit dem Reich ab. Seit Ende Januar wurde Königsberg belagert. Festungskommandant war der General der Infanterie Otto Lasch. Er verfügte über viele, aber schwache und abgekämpfte Truppen, die oft eilig zusammengestellt worden waren. Viele Soldaten bewiesen hervorragende Kampfmoral bis zum Ende. Der Oberbefehlshaber der 2. weißrussischen Front, Marschall Tschernjakowski, überschätzte die Stärke der Festung, so daß sie sich noch länger als zwei Monate halten konnte. Die Besatzung konnte im Februar sogar noch Landverbindungen am Ufer des Frischen Haffs und über Metgethen, wo die Sowjets furchtbar gehaust hatten, nach Pillau auf einige Zeit freikämpfen. Als sie aber den Heiligenbeiler Kessel ausgeräumt und Danzig besetzt hatten, begannen die Sowjets mit erdrückender Übermacht an Artillerie und Flugzeugen und gewaltigem Munitionseinsatz am 6. April den Sturm auf die Festung. Sie drangen bis in die Innenstadt vor und splitterten die Verteidigung in wenige Stützpunkte auf. Als die Lage hoffnungslos geworden war, entschloß sich der Kommandant, der seinen Befehlsstand in einem Bunker auf dem Paradeplatz hatte, am 9. April zur Kapitulation. Wie viele Menschen während der Belagerung gefallen oder gestorben sind, wird nie ermittelt werden können. Bei der Übergabe befanden sich in Königsberg etwa 30 000—35 000 Soldaten, dazu 8000 Angehörige des Volkssturms, etwa 15 000 Fremdarbeiter und 100 000 bis 120 000 deutsche Zivilisten, Königsberger und Menschen aus der Provinz, die in der Stadt Zuflucht gesucht hatten. Die Uniformträger und auch der Oberbürgermeister Helmuth Will gingen in Gefangenschaft. Das Versprechen einer „ehrenvollen" Gefangenschaft haben die Sowjets nicht gehalten. Die letzten Überlebenden kehrten erst Ende 1955 in ein verstümmeltes Deutschland zurück.

Auch die Zivilisten waren der Willkür der Eroberer ausgeliefert. Viele wurden verschleppt, andere konnten auf dem Lande ihr Leben fristen. Etwa 75 000 sind erschlagen, verhungert oder an Seuchen gestorben. Als sich die Sowjetregierung im Frühjahr 1947 entschloß, die Zivilbevölkerung zu entlassen, lebten von den 110 000 Deutschen nur noch etwa 25 000. Die Stadt, die sie hinter sich ließen, bestand nur noch aus Schutt und brandgeschwärzten Ruinen, und unter diesem Schutt lagen die Trümmer einer siebenhundertjährigen deutschen Kultur.

Königsberg war fortan kein geographischer Ort mehr, sondern nur noch ein Begriff, eine Erinnerung, aber sie wird fortwirken im Bewußtsein der Menschen und die Kraft erzeugen, aus der heraus einmal ein neuer Anfang gemacht werden kann. Es gibt nicht mehr Königsberg, aber es gibt noch die Königsberger, und alle Deutschen müssen in diesem Sinne Königsberger werden.

Die völkerrechtliche Lage des Königsberger Gebietes in der Gegenwart

Die UdSSR will ihr Riesenreich um einige 1000 Quadratkilometer deutschen Bodens erweitern, nämlich um das nördliche Ostpreußen. Zur Begründung der rechtswidrigen Annexion versucht sie nicht einmal ähnliche Scheingründe vorzubringen, wie sie von Polen für seine Territorialforderungen verwandt werden. Es wäre eben gar zu unglaubwürdig, wenn man im Kreml „Lebensraum" fordern würde, auch kann man sich dort nicht einmal scheinbar auf den Verlust von Gebieten oder auf die Notwendigkeit berufen, Bevölkerungsteile anderweitig unterbringen zu müssen. Für Moskau geht es bloß um den Gewinn von Machtpositionen; selbst die gelegentliche Erwähnung, angeblich eines eisfreien Hafens zu bedürfen, erfolgt nur zur Beschönigung. Nach einer rechtlichen Begründung ist in Moskau niemals gesucht worden. Sie wäre auch nicht zu finden, wenn nicht bloße Gewalt als Recht mißdeutet wird. So ist zwar der „Oblast Kaliningrad" entstanden, verwaltungsmäßig der Moskauer Zentrale unterstellt und wirtschaftlich der Sowjetrepublik Litauen angegliedert worden. Mit Völkerrecht haben diese Maßnahmen nichts gemein.



Die Provinz Ostpreußen und der Freistaat Danzig vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges.

Den Anspruch auf Königsberg hat Stalin schon auf der Konferenz von Teheran angemeldet. In den Potsdamer Beredungen heißt es dann: „Die Konferenz prüft einen Vorschlag der Sowjetregierung, daß vorbehaltlich der endgültigen Bestimmung der territorialen Fragen bei der Friedensregelung derjenige Abschnitt der Westgrenze der Union der sozialistischen Sowjetrepublik, der an die Ostsee grenzt, von einem Punkte an der östlichen Küste der Danziger Bucht in östlicher Richtung nördlich von Brauns-

berg—Goldap und von da zu dem Schnittpunkt der Grenzen Litauens, der Polnischen Republik und Ostpreußens verlaufen sollte. Die Konferenz hat grundsätzlich der Sowjetregierung hinsichtlich der endgültigen Übergabe der Stadt Königsberg und des anliegenden Gebietes an die Sowjetunion gemäß der obigen Beschreibung zugestimmt, wobei der genaue Grenzverlauf einer Sachverständigenprüfung vorbehalten bleibt. Der Präsident der USA und der britische Premierminister haben erklärt, daß sie den Vorschlag der Konferenz bei der bevorstehenden Friedensregelung unterstützen werden." Damit haben die beiden Staatsmänner für ihre Person, nicht aber für ihre Staaten, die sie nicht verpflichten konnten, Stalin lediglich eine politische Unterstützung seiner Gebietsforderungen auf einer Friedenskonferenz in Aussicht gestellt.

Es kann dahingestellt bleiben, ob diese politische, nicht rechtliche Zusage heute noch wirksam ist. Jedenfalls wurde von den westlichen Siegermächten sogar in Potsdam, also im Zeitpunkt tiefster deutscher Erniedrigung, deutlich gemacht, daß sie das völkerrechtliche Annexionsverbot achten und Territorialveränderungen von einer Zustimmung des betroffenen Staates, Deutschlands, abhängig machen, die nur in Friedensverhandlungen erteilt werden kann.

So ist in der letzten großen Kriegskonferenz auch für das nördliche Ostpreußen beispielhaft bestätigt worden, daß Deutschland in seinen Grenzen vom 31. Dezember 1937 fortbesteht. Unabhängig davon harren Selbstbestimmungs- und Heimatrecht der angestammten Bevölkerung ihrer Wiederherstellung. Dieser völkerrechtliche Status ist unbestreitbar. Er findet durch die Geschichte seine Bestätigung, die von der Sowjetunion ebensowenig wie von sonst irgend jemand als juristisches Scheinargument mißbraucht werden kann. Denn Ostpreußen ist niemals Teil Rußlands gewesen (es war nur im Siebenjährigen Kriege vorübergehend okkupiert) und war niemals von Russen bewohnt.

Das Potsdamer Protokoll beweist mithin, daß das nördliche Ostpreußen ebenso Teil Deutschlands ist wie überhaupt das Staatsgebiet ostwärts von Oder und Neiße. Diese Rechtstatsache hat überdies in Artikel 7 des Deutschlandvertrages ihren Niederschlag gefunden, in dem sich die westlichen Bündnispartner Deutschlands zur Wiederherstellung des Staates verpflichteten. Dies Ziel ist somit zu einem rechtlich begründeten Teil der westlichen Außenpolitik geworden. Zu einem Teil, der stets im Auge behalten muß, daß die Sowjetunion nicht nur Machthaber in Nordostpreußen, sondern tatsächlich auch in dem übrigen deutschen Staatsgebiet ostwärts von Oder und Neiße ist, das z. Z. unter polnischer Verwaltung steht.

Traditionspflege und Patenschaften

Als der größte Teil des deutschen Volkes aus dem Chaos des Zusammenbruchs zu neuem politischem Bewußtsein erwachte, waren wohl die Königsberger mit dabei, aber Königsberg fehlte. Die Stadt lag in Trümmern und wurde ärger verfremdet als Breslau oder Danzig. Ihre Bürger waren, soweit sie die Katastrophe überlebt hatten, in alle Welt verstreut. Viele waren ausgewandert, andere in der sowjetisch besetzten Zone hängen geblieben, und die in der Bundesrepublik Deutschland lebten, hatten zunächst für ihre Existenz zu sorgen. Doch ehe das leibliche Leben gesichert war, suchten die Königsberger die Sicherung ihrer geistigen Existenz in vielfältigen Zusammenschlüssen. Es war ein Akt der Selbstbehauptung, wenn sich die Angehörigen Königsberger Vereine, Pfarrgemeinden, Firmen, Schulen, Behörden, Regimenter, studentischer Korporationen wieder zusammenfanden, auch wenn solche Zusammenschlüsse zunächst über das Papier mannigfacher Rundbriefe gingen und nur in den Erinnerungstreffen mit alten Kameraden etwas von dem wiederauflebte, was die Vereinigung in der Heimat bedeutet hatte. Je länger, je mehr offenbarte sich in solchen Briefen und Treffen nicht nur der Wille, sich an die Vergangenheit zu erinnern, sondern aus ihr die Kraft zu ziehen, das Verlorene wiederzugewinnen.

Aus diesem Willen erwuchs 1949 die Kreisgemeinschaft Stadt Königsberg. Sie veranstaltete große Heimattreffen in Hamburg. 1952 fanden die Königsberger eine Ersatzheimat in der Stadt Duisburg, die die Patenschaft über Königsberg übernahm. Seitdem formte sich die Kreisgemeinschaft um zur Stadtgemeinschaft mit einer Stadtvertretung, die Rechtsnachfolgerin der alten Stadtverordnetenversammlung wurde, einem Stadtausschuß und einem Vorstand.

Die Verwaltung der Stadt **Duisburg**, ihr Oberbürgermeister und ihr Oberstadtdirektor haben die Patenschaft stets als Verpflichtung angesehen und viel für sie getan. Es gibt in Duisburg einen Immanuel-Kant-Park und eine Nachbildung der Kanttafel, die sich an der Schloßmauer befand, am Rathaus, das Königsberger Wappen an einer Brücke und als farbiges Glasfenster im festlichen Sitzungssaal des Rathauses. N[illegible] das größte, aber auch kostspieligste Vorhaben, ein „Haus Königsberg" zu schaffen, ist noch nicht vollendet worden. Duisburg ist aber ein großzügiger Gastgeber bei allen Königsberger Treffen gewesen, die seit 1952 stattgefunden haben, am eindrucksvollsten bei der 700-Jahr-Feier der Gründung der Burg Königsberg 1955.

In besonderem Maße wirkt sich der Patenschaftsgedanke dort aus, wo er am fruchtbarsten sein kann, bei der Jugend, also im Schulwesen. Noch nicht alle, aber die meisten höheren Schulen Königsbergs sind Paten von westdeutschen höheren Schulen. In Duisburg gibt es nicht weniger als acht Schulpatenschaften, und die Stadt hat ihrerseits zwei ihrer Schulen nach **Käthe Kollwitz** und **Agnes Miegel** benannt. Für die Kleinarbeit der Patenschaft unterhält die Stadt eine eigene Dienststelle, in der sich auch

eine große, von der Stadtgemeinschaft aufgestellte Kartei befindet. Die von ihr herausgegebene Druckschrift „Auskunft für Königsberger" ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für die praktische Arbeit am Zusammenhalt aller Einwohner unserer Vaterstadt.

Die Stadt Duisburg, besonders ihr Stadtarchiv, sammelt auch Königsberger Kulturgut, Bücher, Handschriften, Karten, Bilder, Nachlässe und dergleichen. Kann diese Sammlung auch das nicht ersetzen, was in Königsberg an Museen, Bibliotheken, Archiven und privatem Kunstbesitz verlorengegangen ist, so ist es doch wichtig, daß das wenige erhalten und gehütet wird, was den Untergang der Stadt überdauert hat.

Untergegangen ist unermeßlich viel. Von den Königsberger Zeitungen ist keine wiedererstanden, von den Verlagen und Buchhandlungen bestehen nur Gräfe und Unzer weiter, einst die größte Sortimentsbuchhandlung Europas, jetzt in München und Garmisch, und der Verlag Rautenberg, jetzt in Leer, der auch das Ostpreußenblatt druckt.

Das Stadtarchiv ist verschollen, ebenso die Bestände des Stadtgeschichtlichen Museums und der Städtischen Kunstsammlungen. Erhalten geblieben ist der wichtigste Teil des Königsberger Staatsarchivs, jetzt als Staatliches Archivlager in Göttingen, eine unschätzbare Quelle für die Landesforschung und auch für die Geschichte der Stadt. Mancherlei Kulturgut mag in Heimatstuben und in Familienbesitz noch vorhanden sein.

Bestehen geblieben, bzw. bald nach dem Kriege wieder ins Leben gerufen, sind die Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, die ihren Sitz beim Johann-Gottfried-Herder-Institut in Marburg hat und eine große Zahl wissenschaftlicher Arbeiten zur Geschichte Ost- und Westpreußens herausgebracht und gefördert hat, und die Gesellschaft der Freunde Kants, die, wie früher in Königsberg, so jetzt in Göttingen jährlich an Kants Geburtstag das Bohnenmal veranstaltet, bei dem der Bohnenkönig gefunden wird. Publikationsorgan dieser Gesellschaft ist das Jahrbuch der Albertus-Universität, das der Göttinger Arbeitskreis ostdeutscher Wissenschaftler jetzt schon zum 15. Male herausgibt, wie überhaupt dieser Arbeitskreis sich der ostpreußischen und Königsberger Dinge besonders annimmt. Die Universität Göttingen hat die Patenschaft über die Königsberger Universität übernommen. Ausdruck dieser Patenschaft ist das für ostdeutsche Studenten bestimmte Wohnheim Albertinum, das 1964 eröffnet worden ist. In Hamburg nahm der Verein für Familienforschung in Ost- und Westpreußen seine Arbeit wieder auf.

Die Königsberger, die noch heute eine lebendige Erinnerung an ihre Heimatstadt haben, nehmen zu an Jahren und ab an Zahl; sie zehren von den Resten eines großen Vermögens. Aber dabei darf es nicht bleiben. Traditionsvereine und Patenschaften haben nur dann einen Sinn, wenn sie den Willen erhalten, das, was Königsberg einstmals war, in das Bewußtsein der Volksgemeinschaft einzupflanzen, damit es dort gepflegt wird und Frucht trägt für eine bessere Zukunft.

Literatur

Es ist über Königsberg sehr viel geforscht und geschrieben worden. Die in fünf Bänden vorliegende „Bibliographie zur Geschichte Ost- und Westpreußens" von Ernst Wermke verzeichnet bis 1961 über 1500 Titel (Bücher und Zeitschriftenaufsätze). Nicht alles davon ist mehr greifbar und das Vorhandene über viele Bibliotheken verstreut, aber wer sich über Königsberg unterrichten will, muß erst einmal im „Wermke" nachsehen. In den größeren Bibliotheken vorhanden, aber nicht mehr im Buchhandel zu haben, sind die beiden Stadtgeschichten, die bisher erschienen sind, die von Richard Armstedt (1899) und die von Walter Franz (1934).

Der erste Band einer auf drei Bände veranschlagten Geschichte der Stadt Königsberg vom Verfasser dieses Arbeitsbriefes, Dr. Fritz Gause, wird demnächst im Verlag Böhlau herauskommen.

Über das Schicksal der Stadt und ihrer Bewohner während und nach der Belagerung unterrichten folgende Bücher: Otto Lasch, So fiel Königsberg, München 1958; Louis Clappier, Festung Königsberg, Köln 1952; Günther Braunschweig, Untergangstage in Königsberg. In: Jahrbuch der Albertus-Universität III, 1953; Hans Deichelmann (Pseudon. für Schubert), Ich sah Königsberg sterben. 1949; Wilhelm Starlinger, Grenzen der Sowjetmacht, Kitzingen 1954; Hans Graf von Lehndorff, Ostpreußisches Tagebuch, München; Hugo Linck, Königsberg 1945—1948, Leer 1956; Lucy Falk, Ich blieb in Königsberg, München 1965.



Eine der alten Königsberger sinnvollen Speichermarken

Zeittafel

1255 Der Deutsche Ritterorden erbaut nach der Eroberung des Samlandes die Burg Königsberg und benennt sie nach dem Böhmenkönig Ottokar.

1262 Belagerung der Burg durch die Prußen, Zerstörung der Steindammsiedlung.

1286 Gründung der Altstadt (Handfeste)

1300 Gründung des Löbenicht (Handfeste)

1333 Gründung des Kneiphofs (Handfeste)

1330—1380 Erbauung des Doms

1455 Der vom Orden abgefallene Kneiphof wird belagert und zur Übergabe gezwungen; Königsberg bleibt beim Orden.

1457 Die Burg wird Residenz der Hochmeister.

1525 Königsberg wird evangelisch, Hauptstadt des Herzogtums Preußen.

1544 Herzog Albrecht gründet die Universität (Albertina).

1618 Brandenburg wird mit Preußen vereinigt.

1626/27 Umwallung der im Schwedenkriege neutral gebliebenen Gesamtstadt.

1657 Simon Dach †

1663 Die preußischen Stände huldigen dem Großen Kurfürsten auf dem Schloßhofe und erkennen damit seine schon 1657 (Vertrag zu Wehlau) und 1660 (Frieden zu Oliva) begründete Souveränität an.

1697 Besuch Peters des Großen.

1701 Januar 18. Königskrönung Friedrichs I.

1709/10 Ein Viertel der Einwohnerschaft stirbt an der Pest.

1724 Vereinigung der drei Städte Königsberg.

1724—1804 Kant

1730—1788 Hamann

1758—1762 Russische Okkupation

1780—1792 Theodor v. Hippel, Oberbürgermeister (Stadtpräsident).

1807 Französische Okkupation.

1808/09 Reformgesetze in Königsberg erlassen.

1809 Erste Stadtverordnetenversammlung, 1810 wird der Professor Heidemann Oberbürgermeister, † 1813.

1813 Februar, Landtag beschließt die Volksbewaffnung aus eigener Verantwortung.

1843—1861 Neuer Festungsring erbaut.

1848 Revolution

1845 Gründung der Kunstakademie.

1861 Königskrönung Wilhelms I.

1905 Eingemeindung von Vororten.

1914 Die Russen kommen bis in die Nähe der Stadt.

1915 Gründung der Handelshochschule.

1919 Ostpreußen wird vom Reich abgeschnitten.

1920—1943 Ostmesse

1927/29 Eingemeindung weiterer Vororte.

1945 Januar 26. Beginn des Kampfes um Königsberg, April 10. Kapitulation.



